Der Kranke,

oder

die Geschichte einer guten Familie.

Viertes Bändchen.

Nürnberg,
in der Martin Jakob Bauerischen Buchhandlung, 1775.

Num. 40.

Fortsetzung des vorigen.

Der leidige Stolz, dessen Triebfedern in dem Herz des Menschen wirksamer sind, als er vielleicht selbst weiß, ist auch zugleich eine von den Ursachen, die ihn antreiben, so fest dem Wunderbaren und Unnatürlichen anzuhängen. Je weniger der Mensch weiß, desto mehr will er wissen – eine Erfahrung, die nicht nur gewiß ist, sondern auch von allen titulreichen und hochstudierten Großhändlern, die sich in ihren Winkeln dick aufblähen, beherziget zu werden verdient. „Mein guter Horazio, sagt Schackespear in seinem Hamlet, es giebt Sachen im Himmel und auf Erden, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt." – Weil man sich's aber für eine Schande hielte, die Ursachen aller Würkungen und Begebenheiten nicht zu wissen: so sucht man

dieser Schande lieber dadurch auszuweichen, daß man wunderbare und unnatürliche Kräfte annimmt. Wenn ein verschlagener Betrüger durch allerhand listig ausgedachte und künstlich angelegte Griffe, Kunststücke producirt, und er sich nicht mit ausdrücklichen Worten, wie Philadelphia, für einen Taschenspieler oder natürlichen Kunstmeister erklärt; so gafft ihn der einfältige Haufe für einen Wunderthäter oder Propheten an, und anstatt, daß er so schliessen sollte: ich kann's freilich nicht einsehen, durch was für Mittel er diese Würkungen hervorbringt, durch keine Wunderkräfte kann ers nicht thun, denn dieß zu glauben, verbietet mir meine Religion, weil Gott nur in dem Fall, wenn es um die Bekräftigung einer das Heil der ganzen Welt betreffenden Wahrheit zu thun war, Wunder gewürkt hat – Beleidigung der Majestät Gottes wäre es, wenn ich glauben wollte, daß er eben dieses auch zur Befriedigung meiner armseeligen Neugierde, oder zur Entdeckung einer jeden kindischen Kleinigkeit thun wollte – ich werde also hinter-

gan-

gangen, und das was mir bey dem ersten Anblick eine übernatürliche Würkung zu seyn scheinet, ist nichts anders, als eine geheime und künstliche Anlegung ganz natürlicher Kunstgriffe, die ich aber nicht weiß. Wer wird aber so demüthig, wie der weiseste unter den Griechen, Sokrates seyn, und sich mit einem bescheidenen: ich weiß es nicht aus allem dem Wirwarr der Vorurtheile und Trugschlüsse herauszuwickeln suchen?

Unsere Leidenschaften haben einen grossen Einfluß in unsere Meinungen. Was wir oft für Früchte einer reifen Ueberlegung halten, sind nichts anders; als Einfälle, die entweder von dem schnellern oder langsamern Umlauf unsers Geblüts, oder von einer andern geselligen oder ungeselligen Neigung abhängen. Neid, Habsucht, Haß, Freundschaft, besonders aber Parthеygeist u. d. g. können da oft die wunderlichsten Grillen hervorbringen, das Natürliche, wenn's auch oft noch so nahe vor den Augen liegt, überschie-

len und mit einem festen Glauben allen sympathetischen und magischen Unsinn für Wahrheit halten. Wenns mir nicht allezeit im Herzen weh' thäte, wenn ich den Menschen ein häßliches Bild von ihnen selbst zeigen sollte: so wollte ich meine Leser bitten, nur ein paar Blicke auf diejenigen Blätter der Menschengeschichte zu werfen, auf welchen die traurigen Holzstöße, die so viele tausend Unschuldige verzehrt haben, abgeschildert sind. Hat sie nicht meistentheils Habsucht, oft Neid, errichtet und angezündet? Man konnte seine Schätze vermehren, oder seine Rache kühlen, wenn man den unermüdeten Fleiß und die thätige Klugheit magischer Künste und satanischer Bündnisse beschuldigte – und dieß war schon genug, überall nichts als Magie und geheime Geisterkräfte zu finden. Der unheilbare Kranke wünscht gesund zu seyn, und schon dieser sehnliche und billige Wunsch giebt ihm einen unwandelbaren Glauben, wenn er hört, daß ein Mann lebt, der durch eine ausserordentliche Gabe seine starrgelähmten Füsse oder sein epileptisches Ner-

ven-

vensystem heilen kann. – Bey dem Glaubensgenossen dieses Wunderarztes mischt sich noch Partheygeist dazu, und er findet durch diese Mirakel alle Mirakel seiner Kirche bestättigt.

Erzieht eure Kinder vernünftiger, so wird Hang zur Mirackelsucht immer mehr abnehmen. Kaum hebt das arme leichtgläubige Kind seine Augen in der ihm unbekannten Welt auf; so füllt man ihm sein Köpfchen mit einem Schwall von Ungereimtheiten an. Die ersten Begebenheiten, die man dem Kinde erzählt, sind Fabeln von der abgeschmacktesten Art. Entstellte Feenmährchen, welche von Zaubereyen und Wundern von der groteskesten Art strozzen. Das Kind glaubt sie, und legt dadurch nicht nur den Grund zu einer Neigung zum Wunderbaren, sondern auch zu dem damit verknüpften Aberglauben, der eine Sache desto glaubwürdiger findet, je unnatürlicher sie zugeht. Wenn man in den ersten Jahren seiner Kindheit oft gehört und fest geglaubt hat, daß die

Unholde auf Ofengabeln durch die Schornsteine fliegen, warum sollte man im erwachsenen Alter viel daran zweifeln, daß eine Kuh, die nicht viel Milch giebt, von einer Unholdinn genutzt werde? Wenn man dem Kind, das sich gestossen oder geschnitten hat, aus Treuherzigkeit ein sinnloses Sprüchlein vorsagt, und ihm dabey weiß macht, daß eine heilende Kraft darinnen verborgen liege: so wird dadurch in ihm der Glaube an Seegenssprechereyen und andere Formulare gegründet. – Ist das Kind neugierig, fragt nach Ursachen und Gründen, von dem was ihm unter die Augen kommt, und hat es das Unglück an einen unwissenden und unvernünftigen Lehrmeister zu kommen; so bekommt es insgemein eine läppische Antwort, die ihm die Sache so unnatürlich, als möglich erklärt. Hätte die Erziehung auch nicht in diesem Stücke einen so starken und unglaublichen Einfluß, wie wäre es möglich, daß ganze Nationen und Zeitalter in dem finstersten Aberglauben eingehüllt blieben?

Würken keine von diesen Ursachen auf die Meinungen eines Menschen und hat er übrigens seinen gehörigen Antheil von gesunden Verstand bekommen: so wird er bey jeden Schritt durchs Leben bemerken, daß alles ganz ordentlich und natürlich zugehe — das versteht sich — in der natürlichen Welt.

* * *

Ich hab schon vor etlichen Wochen einen Brief erhalten, den ich endlich doch einmal beantworten muß, so fest ich mir vorgenommen habe, in diesem Stücke meinem Eigensinn zu folgen, und keinem Unbekannten eine Antwort zu geben. Ich glaub's aber der Pflicht eines ehrlichen Mannes schuldig zu seyn, dießmal eine Ausnahme zu machen. – Der Brief lautet so.

P. P.

Kann man wohl mit guten Gewissen einen Nachdruck kaufen? – Ich bin ein grosser Liebhaber von einer guten Lektüre; da aber die Werke unserer guten Schriftsteller sehr theuer zu stehen kommen, und die Einkünfte manches Liebhabers nicht hinreichen, so viel Geld auf eine Sache zu verwenden, die eben nicht zu den unentbehrlichen Nothwendigkeiten des Lebens gehöret: so sehe ich es

auf der einen Seite für eine sehr erwünschte Sache an, daß man diese guten Werke um einen sehr billigen Preiß nachgedruckt haben kann. Nur habe ich ein so zartes Gewissen, daß ich noch zweifeln kann, ob es auch recht oder edel gedacht sey, einen Nachdruck zu kaufen. – Ich möchte Ihre Meinung wissen. – Leben Sie wohl!

Ulrich M***

Antwort.

Daß es eine schändliche Niederträchtigkeit und gesetzwidrige Räuberey sey, Bücher nachzudrucken – ist gar keine Frage. – Wer aber so edel denkt, daß er sich über den kriechenden Eigennutz, alle Jahr etliche Batzen zu ersparen, hinaufschwingen – was Recht ist, lieben – und der Achtung gegen unsere grossen Männer die Filzigkeit aufopfern kann, der wird keinen Nachdruck kaufen, wenn er auch noch so wohlfeil ist. Ich will davon

gar nichts sagen, daß es wider Menschen- und Christenpflicht ist, Verbrechen und Unrecht zu befördern – denn dieser Grund möchte für manche Seelen zu leicht seyn. Nur das gebe ich Euch, die Ihr noch einige Achtung und Liebe für unsere deutschen Genie's, für die Zierden unserer Nation, habt, – Euch geb' ichs zu bedenken: ob Ihr ihnen auch den kleinen Vortheil, (leider! leben wir in einem Jahrhundert, wo die Virgile und Horaze selten mehr einen Mäcen finden – wo aufgeblasene Dummheit gegen den grossen Kopf unerwärmlich kalt ist) dankbare Verleger zu finden, wie Gellert in dem seinigen fand, rauben wollt? Wer es mit einem deutschen Schriftsteller gut und landsmännisch meint oder wer da wünscht, daß nicht mancher guter Kopf noch im Keime erstickt werde, der wird ein zum Verderben unserer Litteratur abzielendes Unwesen nicht begünstigen und einem raubsüchtigen Nachdrucker zu seiner gerechten Bestrafung seine Wische lassen. – Erschlichene Freiheitsbriefe machen eine schlimme Sache nicht gut; und

sie werden ganz sicher diesen Leuten selbst zum Verderben gereichen. – Der theure Preiß mancher Schriften entschuldigt auch nicht. Es wünscht ein jeder Kaufmann mit seiner Waare zu gewinnen, und oft ist der theure Preiß selbst nichts anders als ein kleiner Zoll, den wir dem Schriftsteller selbst entrichen. – Und verdient er diesen nicht?

An Elisen.

Wie lange trennt das Schicksal mich,
Elise, noch von Dir?
Ach! wenn erbarmt die Liebe sich
Und führet Dich zu mir?

Bang sucht mein Aug Dich überall,
Und, ach! entdeckt Dich nie.
Ich klags dem Hain, dem Wiederhall,
Umsonst, man hört mich nie.

Ich liebte Dich; und immer noch
Elise, lieb' ich Dich,
Wer liebt so zärtlich, treu – und doch
So unbeglückt, wie ich?

Schon zähl ich bald ein volles Jahr,
Gerührt seh ich zurück,
Seit ich von Dir getrennet war,
Elise, Du mein Glück.

Nach seinem lieben Täubchen girrt
Kein sanfter Tauber so,
Das Vögelchen, das einsam irrt,
Sucht nie sein Weibchen so:

Wie sich mein Herz, o Königin
Der Mädchen, nach Dir sehnt.
Ich seh nach Deiner Gegend hin,
Voll Wehmuth und bethränt.

Die Stadt, die, weil ich dort Dich fand,
Mir ehmals reizend war,
Die Stadt ist, was mir jedes Land,
Eh ich Dich liebte, war.

Doch liebt mein zärtlich Herz Dich noch,
Als säh' ich täglich Dich.
Elise! Du bedaurst mich doch?
Liebst mich? und denkst an mich?

An Minna.

Als dieser Tag, der Dich mir gab,
Zuerst mich fand in Deinen Armen,
Wie glücklich, Minna, war ich da!

Kein Wunsch blieb mir nach grösserm Glück,
Ich träumte nichts von höh'rer Wonne,
Ich nannte Dich, Geliebte, mein.

Doch segnet mich ein grösser Glück,
Erfüllet mich noch höh're Wonne
Sey Zeuge, Tag, der sie mir gab!

Die frohe Rechte fasset Dich,
Den Sohn die Link'; ich drück' Euch Beide
An meine Brust und nenn' Euch mein!

Num. 41.

Nachricht von den Molukkischen Inseln.

Es werden viele von meinen Lesern vielleicht schon lange ungeduldig über mich seyn, weil ich seit einiger Zeit mein Versprechen ganz zu vergessen scheine, und von der Geschichte meiner Familie gar nichts mehr erzähle. Da muß ich nun freilich mit der größten Offenherzigkeit eingestehen, daß ich in diesem Stücke, mit allem Rechte einen Vorwurf verdiene. Es ist sonst meine Art gar nicht, die Erwartung anderer zu täuschen; aber für Abwechslungen der Laune, welchen ich in meinen kränklichen alten Tagen, leider! nur gar zu oft unterworfen bin, kann ich nichts. Ich sag's aufrichtig, daß es mich schon hundertmal gereut hat, daß ich diese Blätter anfänglich eine Geschichte genannt habe. Ich seh' jezt wohl, daß sie nichts weniger, als eine Geschichte ist; und wenn ich die Titelbögen so gut, wie meine

Schreibtafel, auslöschen könnte, so wollt' ichs gleich thun, und lieber drauf schreiben: Meinungen und Grillen eines Kranken.

Ungeachtet dieser Apologie hab' ichs doch nicht ganz aufgegeben, zuweilen eine kleine Begebenheit aus meiner Familie zu erzählen. Ich könnte jezt z. E. jezt gleich so eine kleine Geschichte beschreiben, wenn ich nicht befürchtete, die Neugierde der Leser zu reizen, aber sie vielleicht unbefriediget lassen zu müssen. Und dazu ist mein warmes Vaterherz so voll, so von ungeduldiger Erwartung ausgespannt, und dabey wieder auf der einen Seite von Hofnung und auf der andern von Furcht gepreßt, daß ich eine ziemlich unordentliche Erzählung von dieser unvermutheten Begebenheit machen werde.

Lorchen reißte vor einigen Wochen mit einer guten Freundinn aufs Land, wo diese auf einige Tage eine Schwester besuchen wollte, die an einen Landgeistlichen verheyrathet ist. In dem Dorfe, wo sie Pferde

wech-

wechseln wollten, mußten sie wegen Mangel derselbigen ein paar Stunden warten. Die beyden Mädchen sezten sich in eine Laube, die neben dem Posthause an die Landstrasse gebaut war. Der Postwagen kam gefahren. Es saß außer dem gewöhnlichen Begleiter niemand darauf, als ein Mann mit einem runden gestuzten Haar, der einen grossen Hut und einen braunen Oberrock anhatte. Die Menschen sind nie geselliger, als auf Reisen. Der Fremde war kaum aus dem Wagen herausgekrochen, als er mit einer ceremonielosen Freimüthigkeit auf die beyden Mädchen zuhinkte, welche sich aus Neugierde unter den Eingang der Laube gestellt hatten. Er nannte sie sogleich gerade zu seine lieben Kinder, schmälte über die schlimmen Wege und stossenden Landkutschen, und prieß den Reisenden glücklich, der auf einem gut gekalfaterten Schiff unter günstigen Winden über den Ocean wegfliegen könnte. In der Meinung, daß diese guten Kinder seine Reisegesellschafterinnen seyn würden, wurde er noch vertraulicher, versicherte sie, daß er in

seinem Kuffer ächten Arrak aus Bengalen bey sich führe, der einen vortreflichen beruhigenden Punsch geben sollte. Unter diesen und andern freundschaftlichen Versicherungen hatte er sich auf eine Bank niedergesezt, und die unschuldigen Kinder neben sich hingezogen, die theils viel zu furchtsam waren, einem Fremden zu wiederstehen, theils aber auch in seinen ehrlichen Minen und ungekünstelten Betragen ein Zeugniß lasen, das ihre geheime Physiognomik *) zum größten Vortheil des Fremden auslegte. Man

wird's

*) Physiognomik ist zwar in unsern Tagen ein sehr bekanntes Wort. Doch damit nicht ein oder der andere Leser es für den Namen eines böhmischen Dorfes halten, und es in Büschings Geographie suchen möge: so dient zur freundlichen Nachricht, daß es so viel heißt als die Kunst — oder wenn man es haben will, die Wissenschaft, aus der Bildung des Gesichtes und anderer Glieder die geistigen und moralischen Eigenschaften eines Menschen zu errathen, oder zu entdecken.

wird's ihnen nicht übel auslegen, daß sie bey dem Fremden in der Laube geblieben sind. Daß ihrer drey gewesen sind, halte ich weiter für keine Entschuldigung; denn wenn sie auch unter diesen Umständen nichts böses haben thun – so hätten sie doch etwas böses hören oder sehen können. Man entschuldigt oft damit unvorsichtige Besuche zahlreicher Gesellschaften; gleichsam als wenn nur blos schaam- und ehrlose Thaten die Güte und Reinigkeit des Herzens verunreinigten. Das Herz kann schon durch die Augen und Ohren angesteckt werden.

Er sagte ihnen bunt durcheinander sehr vieles von den Passatwinden unter der Linie, von einem fürchterlichen Sturm, den sie zwischen dem Kap und Madagascar erlitten, von den Zimmetwäldern und Pfefferbäumen vor, und die ruhige Stille, mit der ihn die Mädchen, weil sie ihn nicht unterhalten konnten, anhörten, munterte ihn auf, seine Erzählungen immer hitziger zu häufen. Da er unter andern auch von den armen Sklaven

erzählte, wie sie den ganzen Tag in der Sonnenhitze arbeiten müssen, und so nackend und geplagt, wie unvernünftige Thiere unter ihren privilegirten Teufeln herumkriechen, schlug Lorchen die Augen nieder, um eine hervorschleichende Thräne mit den gesenkten Augenliedern zu ersticken. Der Fremde, der dieses merkte, faßte sie sanft unter dem Kinn an, hob ihren Kopf ein wenig in die Höhe, und sah ihr mit einem Lächeln starr unter die Augen hinauf. – „Hör', Kind! sagte er, du siehst meinem lieben Bruder Karl so ähnlich, als wenn du ihm aus dem Gesichte geschnitten wärest! Wenn er jetzt da wäre, so würdest du ihn selbst für deinen Papa halten: aber der arme Tropf ist in Frankfurt krank worden. Ich hab ihn da wohl acht Tage gepflegt, und that mir recht weh, daß ich ihn verlassen mußte. Weil ich aber in drey Monaten wieder in Rotterdam seyn muß, denn mein Schiff fährt noch im December ab: so mußte ich ihn auf der Sandbank sitzen lassen. Ich hoff' aber, daß er bald wieder flott werden wird."

Lorchen wurde durch diese Erzählung aufmerksam gemacht, und da das Blut ihr geschwind auf das Herz zueilte, rief sie in einer Art von Verwirrung aus: „Ach! mein Vater!

Selbst der Fremde schien durch diese herzliche Ausruffung sehr gerührt zu seyn, und fragte sie: ob sie denn würklich einen Vater in Ostindien auf den molukkischen Inseln habe? Lorchen erzählte ihm mit Thränen, die halb von Wehmuth bitter und halb von Freude süß waren, was sie von den unglücklichen Schicksalen ihres Vaters wußte. „He! nun ja – so ungefähr sirbzehn biß achtzehn Jahre wird's seyn, daß Karl hineinkam. Ich weis mich's noch wohl zu erinnern, er sah damals vertrackt melancholisch aus, und ist's auch noch immer darzwischen. Wir haben oft gemeint, er wird sich mit einer Pistole vor den Kopf schiessen. Sie heissen also wohl, Jungfer Müllerin?„ – Dieser Name tödete auf einmal wieder die ganze auflebende Hofnung, die in Lorchens Herzen beynahe schon zu einer zuversichtlichen

Gewißheit aufgewachsen war. – Sie verneinte es. - Der Fremde glaubte, der Name hätte da nichts zu sagen; denn es wäre bey solchen Umständen öfters Mode, sich einen fremden Namen zu geben. Und so viel er sich erinnere, hätte er in einem welschen Abendseegenbuche, das der Young hiesse, und in welchem der Karl gar fleißig gelesen hätte, einen andern Namen gelesen; darauf hätte ihm Karl mit einer gewissen Verwirrung das Buch aus der Hand genommen, und das weise Blat, wo der Name darauf gestanden wäre, ganz ungeduldig weggerissen. Geheimnisvoll hätte er mit seiner Geschichte immer gethan; weil es aber in Indien weiter nicht Mode wäre, sich viel um einen andern zu bekümmern, so hätte er sich auch weiter keine Mühe gegeben, dem Geheimnis nachzuspüren.

Da sich Lorchen erkundigte, was denn dieser Unbekannte, den ihr Herz immer mehr für ihren Vater hielt, für Schicksale in Indien gehabt hätte: so erzählte ihr der Fremde

de ungefähr folgende Umstände: Er wäre anfänglich französischer und englischer Sprachmeister zu Batavia gewesen. Nach einiger Zeit aber hätte ihm die Kompagnie Dienste angebotten, weil er ihr als ein sehr ehrlicher und einsichtsvoller Mann wäre bekannt worden. Zu Batavia selbst aber hätte er keine Dienste annehmen wollen, weil ihm, wie er sagte, zu gewissen Zeiten, das Gewühl der Menschen unerträglich wäre. Ich hielt mich damals, mit noch einem Deutschen, als Faktor der Kompagnie auf einer kleinen Gewürzinsel auf, wo wir aber von den Indianern als holländische Viceroys verehrt wurden. Mein Kammerad starb, und an seine Stelle kam mein lieber Karl, mit dem ich zwölf Jahr auf dieser Insel zubrachte.

Wir haben es da, auf diesem Eylande recht gut gehabt. Der liebe Got war der einzige Herr, dem wir zu gehorchen hatten, und wir konnten uns auch einen hüpschen Pfenning erwerben; aber alles mit gutem Ge-

wissen – nichts per nefas – so eben durch Handel und Wandel, wie es bey der Kompagnie hergeht. Da ich nach zwanzig Jahren doch auch wieder Lust bekam, mein Vaterland einmal zu sehen, und ich auch den gesuchten Urlaub auf 2 Jahre erhielt, kam ihm auch die Lust in den Kopf; und da pakte er nun die Pfenninge die er sich gesammelt hatte, zusammen und gieng mit mir heraus."

Das gute Lorchen wurde durch diese Nachricht mit einer so heißen und ungeduldigen Sehnsucht erfüllet, daß sie sichs einfallen ließ, auf der Stelle nach Frankfurt zu reisen, und daß sie den Postmeister fragte, wie weit sie nach Frankfurt hätte. Da er ihr aber etliche und zwanzig Meilen vorrechnete, fieng ihr zwar zärtlicher, aber unbesonnener Eifer an in so weit auszulöschen, daß sie zwar das Vorhaben, eine so schnelle Reise nach Frankfurt zu machen, fahren ließ; aber doch sogleich wieder nach der Stadt zurückfuhr, um mir die Nachricht

von

von meinem gefundenen Schaafe zu hinterbringen.

Lieber Gott! Wenn ich' mich nur auf einige Wochen von den Fesseln der Krankheit und des Alters losmachen könnte – so wollt' ich schon lange nach Frankfurt geflogen, und meinen armen Sohn auf ewig gefunden, oder auf ewig verlohren haben! Die Nachricht ist freylich sehr unbestimmt und nur so, wer weis? von wem – halb aufgefangen. Allein was man wünscht, das glaubt man gern. Und drum hab ich auch einen sichern Mann nach Frankfurt geschickt, der meinen vermeinten Sohn aufsuchen, und wenn er ihm auf die Spur kommen würde, durch aller deutschen Herren Lande nachspähen soll. Ich hab' seit der Zeit recht oft die Geschichte Jakobs und seines Josephs gelesen, und hab' nie so eine innige Rührung dabey empfunden, als dießmal. Ich wollte, weis Gott! dann gern in die Grube hinunter fahren, wenn ich auch meinen Joseph wieder finden und ihn noch einmal an mein Vater-

terherz drücken könnte. Mit herzlicher Sehnsucht warten wie jezt also auf eine Nachricht von unsrem Abgesandten. Was wollten wir für ein frölisches Fest in unserer Hütte feyern, wenn ich meinen Sohn und Lorchen ihren Vater wieder hätte! – Aber ich habe schon gelernt, daß die süßesten Hofnungen, die uns hier unten so oft ihre Hände lächelnd entgegenreichen, schnell wie Meteore verschwinden. Und hätte oft nicht der Mensch diese angenehmen Täuschungen zu seinen Gefährden: so würde ihn seine Reise müder und verdrüßlicher machen, als ein Weg von einigen Meilen, der in gerader Linien, zwar eben, aber über einfärbigten Sand zwischen zwey engen Mauern sich hinerstreckte.

An Theon.

Seelge Stunde! wirst du nun erscheinen,
Da die froh erhörten Augen weinen
Werden das Gefühl der süßten Wonne? wo entzückt
Jeder Pulsschlag höher schläget! wo entzückt,
Theon, dich mein Arm an meinen Busen drükt.

Seelge Stunde! der beym stillen Leiden,
Beym Genusse niebereuter Freuden,
Die ich an der Hand der Liebe, in der Freundschaft Schoos,
Beßter, als ihr Günstling, ohne dich genoß,
Lang der Sehnsucht unversiegte Thräne floß,

Du erscheinst! Wie seh ich dir entgegen?
Preiß sey dir, und Dank für alle Seegen,
Heilge Freundschaft! Wie beseeligt die Erwartung schon!
Wie spricht sie dem Schmerz der langen Trennung Hohn!
Welch ein Strom von Seegen wird dein ganzer Lohn!

Eile, Theon, ihn zu fördern! Eile!
Ach! ich zürne schon des Säumers Weile!
Zürne iedem Arme, der sich zärtlich um Dich schließt,
Jedem Feuerkusse, wenn Du dann vergiss'st,
Daß Du, ach! noch nicht in meinen Armen bist!

Die Sehnsucht nach Elysium.

In Elysiens Gefilden rauschet Harfenklang –
Töne mir herüber schmelzender Gesang!
Ich vergehe – meine Seele
Lößt sich auf in Symphonie.
O! warum so weich geschaffen?
Warum dieß Gefühl für sie?

Alles lispelt Wehmuth, alles weinet um mich her,
Und die Schöpfung lächelt meinem Blick nicht mehr;
Wie das Gleiten eines Baches
Ueber Kiesel durch die Flur,
Schleichen leise deine Triebe
Sonst belebende Natur.

Und so wie durch dicke Nebel Morgendämmrung dringt,
Und am trüben Himmel Lunens Schimmer blinkt,

Dünkt mir jede Erden Freude,
Wenn die Hofnung mich erfüllt,
Daß die losgewundne Seele
Sich nun bald in Aether hüllt.

Regenbogenfarben schwimmen noch vor meinem Blick –
Ach! vielleicht dein Schatten du mein künftig Glück! –
Ich erwache. Welche Träume!
O Selid, es ist für mich
Kein Elysium auf Erden,
Keines jenseits ohne dich.

Num. 42.

Nichts weniger, als was man hofft.

Ja! wenn ich ihn gefunden hätte: so wollte ich's gern erzählen, wie's ihm gegangen ist und wie wir uns alle einander um die Hälse gefallen, uud über das Wiedersehen frölich waren. So mag ich aber gar nichts davon hören, vielweniger davon reden. In acht Tagen kann ich hoffentlich ja oder nein sagen, und dann will ich alles fleißig und umständlich erzählen. Es muß doch noch ausgespürt werden: ob er's war, oder nicht! denn ich kann diese Erscheinung nicht so wie eine Wolke am stürmischen Herbsthimmel vorbeystreichen lassen. Unterdessen laßt uns von etwas andern reden. —

Ich bin schon in meiner Jugend ein grosser Freund vom Herbste gewesen, so unfreundlich ihn auch manche Leute, denen alles, was nicht Rosenfarb, wie eine Grazie

aussieht, in ihren verwöhnten Augeu wehe thut, in seinem männlichem Schmucke heranschreiten sehen. Jezt, da ich als ein Greis auf mehr als eine Weise mit ihm, so zu sagen, verwandt bin, hat er mein Herz noch mehr gewonnen.

Schon der Anblick, der sich einem über die Herbstflur hinsehendem Auge darbietet, ist mannichfaltig und ergözend. Die weite Ebene stellt sich in einer ernsthaften, aber doch mannichfaltigen Abwechslung dar. Hier ein Feld, das mit seinen einsamen Stroppeln so ehrwürdig daliegt, wie das Grabmal eines Mannes, der der Welt alle Verdienste zurück ließ, und dem man jezt seine Ruhe eben so herzlich gönnt, als dem Mann, der in seinem Grabe von den Kämpfen und Verfolgungen endlich sicher ist, durch welche er sich seine Verdienste erringen mußte – dort eine neue hervorkeimende Saat, deren lebhaftes Grün durch den ernsten Schatten, der über das ganze Gefilde verbreitet ist, noch mehr erhöht

höht wird; sie scheinet durch ihre Unwissenheit, daß nächstens Kälte und Schnee schwer auf ihr liegen wird, glücklich zu seyn – das Bild der aufsprossenden Jugend, die glücklich ist, und lächlend ihre noch guten Tage verhüpft, ohne zu befürchten, daß für ihre Schultern eine drückende Last von Leiden zubereitet ist.

Wie ergötzend ist nicht für das Auge, die Aussicht auf jene waldigten Berge, deren Laub die rauheren Winde bereits falb gemacht haben! Eine so künstliche Schattirung, welche der geschickteste Mahler mit allem seinem Vorrath von Farben dem grossen einfachen Pinsel der Natur nicht würde nachahmen können! So bleibt die Natur auch selbst in ihren grossen Zerstörungen ehrwürdig. Wenn ich das Gleichniß nicht zu unwürdig hielte, so wollte ich sagen: sie stirbt wie ein römischer Fechter, der so fiel und so starb, daß der Anblick seiner sterbenden Stellung keinen Abscheu oder Entsetzen erweckte. – Wie wahr, und eben deswegen auch wie gefallend sind

nicht folgende Herbstzüge des mahlerischen Dichters Brittanniens: „jezt, singt er, raschelt unaufhörlich das Laub vom traurigen Hayn nieder; bringt öfters die, so in Gedanken unten herumschleichen, zum Stutzen, und zirkelt langsam in wehender Luft. Rauscht aber ein schnellerer Nord durch die Zweige, dann überströmt eine Blätterfluht die Aussicht, biß endlich die Waldwege vollgehäuft und von dem schauerhaften Regen zugedeckt sind, und bey jedem entstehenden Winde die dürren Blätter sich weiter wälzen, und entfärbet zischen.“ –

Wie so ehrwürdig die schleichenden Nebel um das Haupt der Berge wallen! Oft bin ich mit meinem Ossian an so einem neblichten Herbsttage hinausgeschlichen, und wenn ich dann herumschaute und las, und wieder herumschaute: so wars mir, als wenn ich einer der Gefährten Fingals wäre, und unter den Helden herumwandelte. Ich glaubs wohl, daß ihr, die ihr in euren verschlossenen Zimmern eure Blicke blos auf die

tod-

todten Buchstaben der Bücher zu heften gewohnt seyd, oder daß ihr, deren eckles Auge nur auf tändlenden Kleinigkeiten verweilen kann, einem solchem Dichter keinen Geschmack abgewinnen könnt. Habt ein Herz, das die ganze Natur lieben, fühlen und umfassen kann — und dann leßt; er wird euch gewiß gefallen. Wie hab' ich oft lachen müssen, wenn Leute über ein Werk ein Urtheil gefällt haben, die keine Augen hatten, und doch über Farben urtheilten, die schielten, und doch Brillen auf die Nasen sezten! Wer in der ganzen Natur, das, was in der That schön, groß und gut ist, verkennt, wer nur das lobt, was der Natur auf eine kindische, abgeschmackte und groteske Art nachgeäfft ist — oft nur nachgeäfft seyn soll, dem kann auch ein Schriftsteller, der die Natur schön, groß und gut schildert, unmöglich gefallen.

Ich hab' oft, wenn ich mit meinen Gefährten ins Freye hingieng, ihre Köpfe und Herzen dadurch auf eine sichere Probe ge-

stellt, daß ich Acht gab, ob sie's bemerkten, still stünden, und bewunderten, wenn vom weiten im Wald eine Säule von Rauch gerade in die Höhe stieg, oder bey Herannäherung eines Gewitters, wenn schon die ganze Gegend um uns her im Schatten ruhte, in der Entfernung das Haupt eines buschichten Berges noch im Sonnenschein glühte, oder die Abendglocke eines im Thale versteckten Dorfes mit ihrem feyerlichen Schalle durch die stille Dämmerung ertönte. Wer diese Scenen bemerken und fühlen konnte, von dem war ich überzeugt, daß er auch ein Herz habe, das einer jeden Empfindung offen stünde. Wenn mir aber einer nur die Haasen bemerkte, die vor uns im Krautacker aufsprangen, oder bey dem Anblick der so prächtig untergehenden Sonne sonst nichts denken und sagen konnte, als: morgen werden wir einen schönen oder regnerischen Tag bekommen, von dessen Seele pflegte ich mir keinen grossen Begriff zu machen.

Um

Um aber wieder auf den Herbst zu kommen: so glaube ich gar wohl, daß mancher dieser Jahreszeit vor allen andern deswegen den Vorzug giebt, weil er in derselbigen seinen verwöhnten Geschmack mit manchem Vergnügen sättigen kann, das ihm weder der Frühling noch der Sommer in einer solchen Vollkommenheit gewähren. Die Seele des Jägers, die lange schlummerte, scheint jetzt gleichsam wieder zu erwachen, um Heldenthaten gegen furchtsame Haasen und fliehende Rehe zu verrichten. Ich weiß wohl, daß nicht alle Liebhaber der Jagd sich diese Beschäftigung aus blutdürstiger Grausamkeit wählen. Zerstreuung, Hang sich für etwas zu interessiren, und oft auch Untüchtigkeit, sich mit etwas bessern beschäftigen zu können, kostet manchem armen Haasen das Leben.

Ich will nicht meine, sondern des schon oben angeführten englischen Dichters Gedanken, von der Jagd hersetzen, vielleicht hat sie in einer gewissen andern Absicht ihren

Nutzen, wenn sie auch keinem Reh das Leben fristen sollte:

„Die Raubthiere, welche, von Nothdurft gedrungen, in der finstern Nacht herumgeschweift sind, ziehen sich beym Anbruch des Tages in ihre Höhlen zurück, gleichsam als wenn das Bewußtseyn ihrer Räuberey sie beschämt und lichtscheu machte. Nur der tyrannische Mensch denkt anders, läßt sich von einer gedankenlosen Herrschsucht entflammen, übertrift an toller Wuth das ärgste Raubthier, das jemals die Wüste durchbrüllte, und läuft zum Spas der grausamen Jagd nach, wenn der Tag heiter und freundlich vom Himmel lacht. Werft uns immer, ihr fleischfressenden Thiere, unsere ungezähmte Wuth vor; denn euch entflammet der Hunger und die Noth, die keine Gesetze kennt: aber verschwenderisch gesättiget, in der Fülle der Natur gewälzt, sich über Beängstigungen der lebendigen Natur zu freuen, und über Blut zu lachen, ist euern Herzen unbekannt.“

Arm-

Armseelig ist der Triumph über den furchtsamen Haasen, der vom Horn geschreckt, an einsame Oerter sich flüchtet — Seine beste Behutsamkeit ist umsonst. Ob er gleich versteckt mit eingelegten Löffeln sitzt, mit schlaflosen Augen, welche die Natur, um den Horizont zu übersehen, erhöht hat, und den Kopf eng zwischen seine pelzigten Läufe gesenkt, im Begriff wegzuspringen. Er springt mit Entsetzen empor, und die Jagd geräth auf einmal in volle Flammen. Die laute Kuppel, das schmettrende Horn, das wiehernde Roß, auf die Jagd erpicht, und des lauten Jägers Ruff, sind über ein schwaches, unschädliches, fliehendes Geschöpf ganz im tollen Tumult und mißhelliger Freude untereinander gemischt. Allein, wenn sich schon das rauhere Geschlecht der Männer von dieser ausschweifenden Lust hinreisen läßt: so müsse doch eine solche schreckenvolle Freude nie das Herz der Schönen beflecken. Fern sey von ihnen der Geist der Jagd! Der unanständige Muth, die ihnen übelanstehende Hurtigkeit über den Zaun oder Graben

zu springen, und das bäumende Roß zu zäumen, die Mütze, die Peitsche, und die männliche Rüstung, wodurch ihre Empfindung rauh wird, und das sanfte Wesen, das ihrem Geschlechte die Herzen gewinnt, verschwindet. An ihnen ists anmuthsvoll, beym Schmerz weich zu werden, bey jeder Bewegung, bey jedem Wort die Schaamröthe schnell über die Wangen wallen zu lassen, vor der geringsten Gewaltthäthigkeit zusammenzufahren, keiner gewachsen, und am reizendesten in der Furcht zu seyn — und durch stillschweigende Liebkosungen den Mann zu ihrer Verbindung enger und sanft zu verbinden.“

An Elisen.

O sähst du itzt Elise mich
In meinem Götterglück,
Du schliechest, glaub es sicherlich,
Nicht schüchtern mehr zurück!

Du lagertest dich froh zu mir
Auf dieses weiche Moos,
Und säßt mit frohen Lächeln hier
Vergnügt auf meinem Schoos.

Dann lächelte mir die Natur
Mit dir gedoppelt schön,
Und jeder Hain und jede Flur
Schien mir gedoppelt schön.

Ich würde mit dir Hand in Hand
Die Wiesen froh durchziehn,
Wir setzten an die Epheuwand
Uns an die Quelle hin.

Drauf giengen wir zum Wasserfall
Und mit uns Schritt vor Schritt
Zu Hain, in's Thal und überall
Gieng Scherz und Freude mit.

Und säh ich denn ein Blümchen stehn,
So pflückt und brächt ich's dir,
Du würdest freundlich auf mich sehn
Und küßtest mich dafür.

In jenem Gärtchen bänd ich mir
Von Rosen und Jesmin
Den schönsten Strauß, und pflanzt' ihn dir
An reinen Busen hin.

Doch, Himmel! ach du bist nicht hier!
Dein freundliches Gesicht
Entdeckt sich nie – entfernt von mir
Lebst du und siehst mich nicht.

Beträte doch dein kleiner Fuß,
Dieß Jahr noch diesen Hain!
Wie würde mich dein warmer Gruß
Dein Blick, dein Scherz erfreun!

Ach komm, weil noch der Sommer währt
Mein Wunsch, mein ganzes Glück!
Geliebte, die mein Herz verehrt,
Elise komm zurück!

R.

Der Hagestolz.

Mein Nachbar hat ein böses Weib,
Dergleichen wenig sind,
Sie quälet ihn zum Zeitvertreib
Und macht ihn fast zum Kind.
Geübt im Zank und jedem Streit,
Droht sie ihm, wenn er nicht
Das thut, was ihm ihr Wink gebeut,
Und mucket, wenn sie spricht.
Wie? hätt' ich wohl jetzt Lust zu frein?
O Nachbar, guter Nachbar nein!
Ein Hagestolze will ich seyn.

Der freye Wille fehlt dem Mann,
Den selbst der Sklav besitzt.
Er darf nicht lieben, was er kann,
Muß hassen, was ihm nützt.
Wenn ihrer Dummheit Macht gebeut,
Giebt er Vernunft und Sinn,
Freund, Kenntniß, Witz und Frölichkeit
Zum Opfer willig hin.
Wie? hätt' ich wohl jetzt Lust zu frein?
O, Nachbar, guter Nachbar nein!
Ein Hagelstolze will ich seyn.

„Hier

„Hier, spricht sie, diesen hasse ich;
„Ich wills, auch du haß ihn.“
Ich hassen? – „Willst du, oder? – sprich!
Ja, ja schon haß ich ihn!
„Schilt ihn, und sieh ihn sauer an!
„Dank ihn nicht, wenn er grüßt!“
Seht, wie der gute arme Mann,
Wie er gehorsam ist!
Wie? hätt' ich wohl jezt Lust zu frein!
O, Nachbar, guter Nachbar nein!
Ein Hagestolze will ich seyn.

Der Thorheit Apfel, den sie ißt,
Dieß Evchen giebt sie ihm;
Der Nachbar Adam nimmt und ißt,
Und thut, als schmeckt er ihm.
Erbärmlich zerrt sich sein Gesicht,
Wenn er in Apfel beißt,
Die saure Mine widerspricht,
Was seine Zunge speißt.
Wie? hätt' ich wohl jezt Lust zu frein?
O, Nachbar, guter Nachbar nein!
Ein Hagestolze will ich seyn.

So theuer kauft der gute Mann
  Des Weibs tyrann'schen Kuß;
Er darf kaum denken, was er kann;
  Haßt, liebet, was er muß.
Ihr Schooshund hats so gut, als er;
  Er bellt auf ihr Gebot,
Und schmeichelt, kommt ein junger Herr,
  Hat Schläge, Kuß und Brod.
Wie? hätt' ich wohl jezt Lust zu frein?
  O, Nachbar, guter Nachbar nein!
  Ein Hagestolze will ich seyn.

Dein Beyspiel, Nachbar! warnet mich,
  Die Freyheit ist mir lieb,
Ein dummer Teufel, der wär' ich,
  Wenn ich nicht ledig blieb. –
Doch fänd' ich eine Minna? – hum!
  Und Minna liebte mich,
Doch gäb ich nicht die Freyheit drum,
  Und dächte noch an dich? –
Auch da hätt' ich nicht Lust zu frein?
  O Minna, liebe Minna! nein,
  Kein Hagestolze will ich seyn.

J.

Num. 43.

Aus dem Englischen übersezt.

Nun kann ich freilich wieder kein Wort von der Erscheinung erzählen, die mir meinen Kopf so warm macht. So viel weiß ich aber nun ganz gewiß, daß er's ist, den ich suchen lassen, und der vor seinen Verfolgern, wie ein Schatten vor seinem Körper herflieht. Mir ists nicht möglich, jezt ein Wort davon zu reden. Folgende Uebersetzung eines Briefs des Herrn Pinto an den Herrn Diderot, mag unterdessen statt meiner die Leser unterhalten. Mein Kopf ist wie ein trokner Schwamm; ich könnte keinen Tropfen herausdrücken.

* * *

Darf man nicht wohl hoffen, daß eine allgemeine Duldung jemals in Europa aufkommen werde! daß die Sitten gesellschaftlicher, die Menschen grösser und glücklicher seyn werden. Bisweilen freue ich mich noch darauf, daß es geschehen wird, und bald verzweifle ich gänzlich daran.

Und doch, im Ganzen genommen, dünkt mich, haben sich die Menschenkinder, (ich meine den kleinen Theil derselben in Europa bewohnt) sich einigermassen gebessert. Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich unter den mancherley Ursachen, welchen meines Erachtens diese Revolution in den Sitten zugeschrieben werden muß, den allgemeinen Geschmack fürs Kartenspiel als eine der vornehmsten betrachte. Aber verstehen Sie mich auch nur nicht unrecht, und glauben Sie nicht, daß ich alle das Unheil nicht kennete, welche die Spielsucht bey beyden Geschlechten gestiftet hat; allein sie hat auch Vortheile geschaft, welche wenigstens das

Gleich-

Gleichgewicht erhalten, und im Ganzen vielleicht den Schaden überwiegen. Ich schließe also: Vor Erfindung des Kartenspiels war weniger Verbindung zwischen beyden Geschlechtern, das heißt, sie kamen weniger mit einander in Gesellschaft zusammen; die Männer aber unter sich desto häufiger. Schmausereyen und Zusammenkünfte in öffentlichen Häusern waren damals mehr Mode; es wurden beym Trunk mehr Verbindungen, mehr Freundschaften gestiftet, als jezo. Die Langeweile, welche eines der mächtigsten Mittel zur Entwickelung der menschlichen Vollkommenheit ist, nöthigte die Leute ihre Talente zu kultiviren, sich in Bewegung zu setzen, zu studiren, zu kabaliren, und Zusammenverschwörungen anzuzetteln. Staatshändel waren der Gegenstand der Unterredungen, welche durch Muse und eine Art der Nothwendigkeit die Zeit hinzubringen, veranlaßt wurden *).

*) Wenn der Verfasser dieser Abhandlung sich hier nicht irrt, und den Einfluß des

Uu 2 Kar.

Man tadelte die Regierung, man beklagte sich über sie, machte Anschläge gegen dieselbe, und man fand in solchen Fällen Freunde, auf die man sich verlassen konnte. Mit einem Wort, grosse Tugenden und grosse Laster waren damals gewöhnlicher als jezt.

Ausserdem hatten die Männer damals nicht die Gelegenheit, ihre Augen mit Hülfe der talismannischen Kraft der Karten, an den Reizen der Frauenzimmer nach Belieben zu sättigen; Freundschaft und Liebe waren damals Leidenschaften; aber jezt, Dank

seys

Kartenspiels auf die menschliche Gesellschaft grösser macht, als er würklich ist, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, daß das Kartenspiel, und vielleicht verschiedene andere Spiele auf Befehl eines Fürsten erfunden worden, der denn freilich einen gescheidtern und glücklichern Einfall gehabt hätte, als weiland Alcibiades, politischen Andenkens, mit dem abgeschnittenen Schwanze seines Hundes.

feys den Karten, sind sie nicht vielmehr als Galanterie. Bekanntschaften die Menge, aber kein einziger Freund; Gebieterinnen genug, aber keine einzige Geliebte.

Ein Mahometaner, der unsere grossen Assembleen mit asiatischen Augen durchmusterte, könnte leicht auf den unglücklichen Einfall gerathen, daß unsere europäischen Bassas ihre Serrails gemeinschäftlich hielten. Auch ists leicht einzusehen, daß das Spiel, welches die Männer und Weiber in der Gesellschaft mehr zusammen packt und durcheinander mischt, als die Karten selbst, die Bande der wahren Liebe und Freundschaft nothwendig nachlassen und erschlaffen muß. Hiezu kömmt noch, daß alle ernsthaften Bemühungen, sich die verdrießliche Langeweile vom Halse zu schaffen, durch diesen kritischen Zeitvertreib unnöthig gemacht werden. Man summire nur die verminderten Wirkungen der Liebe, Freundschaft und der Arbeitsamkeit, und berechne sodann den daraus entstehenden Schaden. Das sitzende

Leben, wozu dieser Zeitvertreib beyde Geschlechter zwingt, entnervt den Körper, und daraus entsteht sowohl in der phisikalischen, als in der moralischen Natur des Menschen, ein neues System von Sitten, Temperament, und Leibesbeschaffenheit.

Die Zauberkraft des Kartenspiels macht den gemeinschaftlichen Punkt, in welchem fast alle Leidenschaften in Miniatur zusammenstossen. Sie finden alle miteinander, gleichsam ihre Nahrung in demselbigen. Es liegt eine verworrene Idee von Glück und Unglück darinn. Sogar wird der Eitelkeit dabey geschmeichelt. Das Spiel scheint eine Art von Gleichheit unter den Spielern festzusetzen, es bringt die widersprechendsten unverträglichsten Charaktere in Gesellschaft zusammen; Geiz und Stolz sind seine Triebfedern; der allgemeine Hang zum Vergnügen hofft durch diesen Zeitvertreib befriedigt zu werden. Da die Damen allemal von der Parthie sind, so mischt sich auch die Liebe, welche sich umsonst durch den falschen Namen,

Galanterie, zu verstellen sucht, mit ins Spiel. Die ganze Sphäre unserer Leidenschaften wird in einen kleinen Zirkel zusammengezogen, alle Leidenschaften ketten sich gleichsam aneinander, oder nehmen ab, und entfernen sich weit von ihrer Quelle und von ihrem Ziele. Langeweile, Faulheit, Geiz, Stolz und Müssiggang verschlingen gemeinschaftlich ein leichtes unkräftiges Nahrungsmittel, welches ihnen Stärke und Thätigkeit benimmt, und da aus der Gährung der grossen Leidenschaften gewöhnlich mehr Böses als Gutes entspringt, so hat das menschliche Geschlecht bey alle dem mehr gewonnen, als verlohren. Es giebt zwar keine grosse Tugenden mehr, aber dafür haben wir auch nicht so viele grosse Laster, als ehehin. Meuchelmord, Giftmischerey und alle abscheuliche Früchte innerlicher Unruhen, vertragen sich nicht wohl mit dem Zustand einer Nation, in der Männer und Weiber einen so grossen Theil ihrer Zeit beym Kartenspiel verlieren.

Es ist eine allgemeine und ganz ungegründete Klage, daß jetzt keine von den grossen und mächtigen Original-Genies und Heldenseelen mehr zu finden sind, deren Patriotismus und glänzende Eigenschaften ehemals das Menschengeschlecht veredelten. Allein wie selten sind nicht diese Geschenke des Himmels zu allen Zeiten gewesen! Da hingegen jenes Mischmasch von Lastern und Abscheulichkeiten, welche die menschliche Natur entehren, ehemals so gemein waren, daß sie fast keine Aufmerksamkeit mehr erregten. „Ein boshafter Mann (sagt Zoroaster) ein Feind, hat täglich hundert Gelegenheiten, Schaden zu thun; ein rechtschaffener Mann hingegen findet bißweilen in Jahresfrist keine Gelegenheit, seinem Freunde zu dienen.“ Der Pöbel des Menschengeschlechtes hält sich nicht für verbunden, grossen Mustern nachzuahmen, von welchen er sich zu weit übertroffen sieht; allein er ist nur gar zu geneigt, sich von bösen Exempeln hinreissen zu lassen.

So entfernt aber auch, bey dem ersten flüchtigen Anblick diese Grundsätze von meiner Behauptung zu seyn scheinet: so wird ein aufmerksamer Leser doch finden, daß sie sich zu meinem System schicken. Die thörichte Neigung zu einem elenden Zeitvertreib, welches die Kraft der Leidenschaften vereitelt, schwächt die Schwärmerey des Kopfs und des Herzens, wodurch zwar oft die Tugenden in ihrem stärksten Wachsthum unterdrückt werden; allein noch mehr widerfährt dieses den Lastern, die alsdenn in größter Anzahl vorhanden sind. Ich widerspreche also demjenigen nicht, was ich von Leuten gelernt habe, auf deren erste mir zum Denken gegebene Anleitung ich stolz bin.

Die Fortsetzung folgt.

Die Maulwürfe und ihr König.
Eine Fabel.

Bey Gelegenheit einer Bürgermeisterwahl zu Zwenka, bey Leipzig ehedem verfaßt;
nun aber
zum gemeinen Nutzen
des lieben deutschen Vaterlandes,
und besonders
der wehrten und ehrsamen Bürgerschaften in kleinen Städten und Marktflecken,
wie auch
zur Erbauung
der Bürgermeister, Amtleute, Richter, Schöppen und andrer regierenden Personen daselbst,
aus der Dunkelheit hervorgezogen
und ans Licht gestellt.

Das Maulwurfsvölkchen hat, um gleich zu seyn
Den grössern Völkern, hat den grossen Zevs

Um

Um einen König. Zevs sah lächelnd erst
Die Götter an und dann die Bittenden
Und gab zum König ihnen drauf
Den Wiesel*). Wer war froher nun, als
sie?
Der Tag der Huldigung erschien.
Auf einer Wieß erwartete
Der König schon die neuen Unterthanen.
Sie kamen. Jeder wühlete zu ihm
Mit eil'ger Freude; ieder warf
Mit frohem Rüssel, neubelebtem Fus,
Zu Ehren ihm, zum Zeugniß seiner Lust,
So hoch ers mocht', auf einen Haufen Koth,
So, daß die schöne Wieß in kurzer Frist
Voll schwarzer Maulwurfshaufen war.
Ein Dichter – auch dieß Völkchen hat, so
schlecht
Euchs dünket, Dichter, wie ihr gleich
Vernehmen sollt. Und wo ist auch
Ein Thiergeschlecht, ein Ort, dem es
An

*) Man sieht leicht, warum hier wider den gewöhnlichen Sprachgebrauch, statt die Wiesel, der Wiesel, mit dem männlichen Artikel, gesagt wird.

An solchen Thieren fehlen sollte? wann
Zumal der König oder Voigt
Den Einzug hält, und Handwerksleute schnell
Und Besenbinder, Körbeflechter sich
In Puder und Perücken hüllen, zu
Der Bürgermeisterwürd' und des Spitals
Vorsteheramt erhoben werden? – Nun
Ein Dichter also unter ihnen, der
Des iungen Löwen Einzug in den Wald
Von fernen einst vernahm, und dort
Des Fuchsen Lobgesänge hörte, fieng
Hier aus dem Kothe seines Haufens an,
So stark, als seine heischre Stimme nur
Erlauben wollte, seinen Lobgesang
Zu singen: „Heil! erhabner Wiesel, dir!
Du Starker, Mächtigster der Könige!
Von dir erwartet, hoft dein frohes Volk
Sein dauernd Glück, und Schutz, und Sieg,
und Ruhm?
Wer kan dir widerstehen, wenn dein Grimm
Erwacht? Wenn du die mächtgen Klauen
zeigst?
Dir weicht das Nashorn und des Tygers
Troz.
Vor

Vor dir entflieht der Thiere Tapferstes
Und birgt in Höhlen sich geschreckt, wenn du
Die gelben Mähnen zornig schüttelst; wenn
Dein königlicher Grimm den Wald durch-
brüllt,
Dein Schwanz die Erde schläget, daß der
Wald
Vom Felsgrund bis zum Wipfel auf erbebt.
Wie strahlt aus deinen grossen Augen, ha!
Die Maiestät, und Muth, und Tapferkeit?
An Großmuth und an Klugheit übertriffst
Du selbst das stolze Thier, den Menschen;—
Heil!
Dir, grosser, starker König, Wiesel!"—

So sang der Dichter und das ganze
Volk
Fieng an, ihm nach, zu schreien: „Heil!
Dir grosser König Wiesel! Mächtigstes
Der Thiere! Heil! du prächtigstes
Im gelber, königlicher Mähnen Schmuck!
Wie sehr beglückest du dein edles Volk! —

Was? – schrie der kleine Wiesel –
was?
Und scharrt im Grimm den Rasen an.
Was? seyd ihr rasend? oder wollt' ihr mich
Verspotten? – Ach! verzeih, mein König,
sprach
Sein Raht, ein hocherfahrner Ratte, doch!
Verzeih dem blinden Volk, daß es nicht
sieht!

J.

Der Kranke.

Schon stürmt der scharft Nordwind her,
Schon bräunt sich unsre Flur!
In kurzem wird sie blendend weis,
Und nakend die Natur.

So rauscht der Lenz und Sommer auch
Dir, Jüngling, schnell dahin;
Der Herbst verwandelt dich geschwind
Zum Greis, der ich jezt bin.

Die

Die Sehnen schlaff, die Glieder steif,
Wirst du halb kriechend gehn,
Dein rauchend Blut mit Eiß versezt,
Und dich entnervet sehn.

Dann, wird dich weder Mäd'gen Gunst,
Noch Titel, Gold und Wein,
Noch Autorsucht, noch Steken-Pferd,
Noch Varhall mehr erfreun:

Bringst du nicht das Bewustseyn dir
Von mancher bidern That,
Die Menschlichkeit und Bürger Pflicht
Dir eingegeben hat,

In dein zusammgeschrumpftes Herz
Für rasche Jugend-Lust,
So wird, wie eine Winter-Nacht,
Voll Schaudern deine Brust.

Hast du die Zeit, die Gott dir gab
Aufs beste angewendt,
Nicht Austernmäsig zugebracht,
Den Endzwek nie verkennt,

Warum

Warum dich Gott zum Menschen schuf;
So wirst du, traun! nie leer
Von Wohllust seyn, wenn schon dein Haar
Vom Eiß versilbert wär.

Frohlächlend kannst du, Jüngling, dann
Den Moder nähern sehn:
Verwesung weist dir nur den Weeg,
In beßre Welten gehn.

G. H.

Num. 44.

Beschluß einer Untersuchung über die guten und schädlichen Folgen des Kartenspiels in einen Briefe vom Herrn Pinto an den Herrn Diderot.

Ich erinnere mich einer vortreflichen Bemerkung des Herrn Diderots über die Leidenschaften. Dieß sind seine eignen Worte:

„Die Menschen haben von jeher gegen die Leidenschaften deklamirt, und in ihnen die Quelle alles menschlichen Elends gesucht, und gar nicht daran gedacht, daß sie eben sowohl die Quelle alles ihres Vergnügens sind. Nur die Leidenschaften können die Seele zu grossen Dingen erheben: ohne sie entsteht nichts erhabnes weder in den Sitten noch Thaten. Die schönen Künste fallen in ihre Kindheit zurück, und aus der Tugend selbst wird

ein Kinderspiel. Die kalten nüchternen Leidenschaften bilden nur gewöhnliche Leute. Die Freundschaft wird sich nie über die Vorsichtigkeit wegsetzen, so lange die Gefahren eines Freundes mir erlauben an die meinigen zu denken. Die geschwächten oder erstickten Leidenschafttn würdigen grosse Leute herab, und Zwang zerstört die Grösse und Energie der Natur."

Nun aber, wenn ich diese erhabnen Ideen annehme, glaube ich zu gleicher Zeit behaupten zu dürfen, daß bey dem allen das Kartenspiel die menschlichen Köpfe und Herzen zu den Eindrücken vorbereitet hat, welche der Zuwachs der Kenntniße und des über viele Dinge neuverbreiteten Lichts, auf die Regierung und auf die Sitten machen können. Vielleicht können wir mit der Zeit ohne dieses Uebel fertig werden, und alsdann kann Tugend und Vernunft einen erhabnen Flug nehmen. Dieses Paradoxon ist vielleicht ihres Nachdenkens nicht unwürdig; und ich möchte fast wünschen, daß von ihrer

Akademie folgende Preißfrage aufgegeben würde: „ob die Erfindung des Kartenspiels, und die zunehmende allgemeine Neigung zu diesem Zeitvertreib, etwas dazu beygetragen habe, den europäischen Sitten eine andere Gestalt zu geben?“

Hier würde ein gelehrter und scharfsinniger Schriftsteller die beste Gelegenheit haben, die Spiele der Alten ihre Beschaffenheit, ihre Wirkungen und ihren wesentlichen Unterschied von denjenigen, welche in der jezigen Gesellschaft Mode sind, zu erklären: ferner könnte er, von der Epoque Karls des Sechsten an, zu welcher Zeit des Kartenspiel erfunden seyn soll, dem Fortgang desselben nachspüren, und die unmerklichen Grade in den Sitten untersuchen, welche diesen Fortgang gleichsam begleitet haben.

Die Spanierinn.

Wollt ihr eine Spanierinn
Hören, lieben Leute,
Wie ihr zärtlich treues Herz
Einen Britten freyte?
Nun so merkt mich! — Hoch war sie
Von Geburt und reich,
Und an Anmuth und an Reiz
Ihr kein Mädchen gleich.

In des Britten Fesseln gab
Sie des Krieges Glücke,
Fester aber fesselte
Amor sie durch Blicke.
Freude war nur, wo er war,
Selbst die Knechtschaft süß,
Nichts, das sie aus Lieb ihm nicht
Gerne überließ.

Ach wie kurz war diese Lust! –
Ehe sie es glaubte,
Kam Befehl aus Albion,
Der ihr alles raubte.
Jede Spanierinn (enthielt
Die Verordnung) sey
Ungekränkt, mit allem was
Sie besitzet, frey.

Weh mir! seufzt die Zärtlichste
Aller Mädchen; trennen
Soll ich mich von dir? – Von dir? –
O wie werd ichs können?
Britte, kannst du grausam seyn?
Ach du warst's ja nie!
Diese süsse Knechtschaft laß,
Ewig laß mir sie!

Wie, du ließest mich zurück?
Ohne zu bedauern
Ließest du in dieser Stadt
Mich zu todte trauern?

Nein, das wirst du nicht! – Umsonst
Beuthst du Freyheit mir!
Ach! gefangen bleibt mein Herz
Ewiglich von dir.

Der Britte.

Mit so vieler Zärtlichkeit,
Mit so heißen Trieben
Kannst du deines Vaterland's
Feind, o Schöne! lieben?
Süß sind deine Worte zwar;
Aber – laß mich fliehn!
Gift'ge Schlangen bergen sich
Oft, wo Rosen blühn.

Die Spanierinn.

Edler Ritter, hab ich dir
Uebels je gegönnet,
O so komm es auf mich! sey
Ich von dir getrennet!

Stets – Gott weiß es – seegnet dich
Die beglückte Zeit,
Wo ihr zu uns kamt und noch
Hab ich's nicht bereut.

Hießt ihr unsre Feinde gleich,
O gewiß, so waren
Edler niemals Feinde! Dieß
Haben wir erfahren.
Mehr, als unser Land zwangt ihr
Unser Herz ins Joch,
Nehmt mit euch, was euch gehört,
Eure Beute doch!

Der Britte.

Sey doch ruhig, schönes Kind!
Trockne deine Thränen!
Sey doch ruhig! Mancher wird
Noch nach dir sich sehnen.
Spanien hat, wie man weiß,
Braver Männer viel:
Und wer säh dein schön Gesicht,
Dem es nicht gefiel.

Die Spanierinn.

O die Spanier! sie sind
So – wie soll ich sagen?
Mürrisch, eifersüchtig, stolz,
Wild, nicht zum ertragen.
Aber eure Gütigkeit,
Die so sehr gefällt,
Britten, eure Großmuth kennt
Rühmt die ganze Welt.

Ueberlasse mich, o du
Wonne meiner Seelen!
Keinem Spanier! thu es nicht;
Dich nur kann ich wählen.
Mädchen, jung und schön, wie ich,
Liebenswürdiger,
Find'st du zwar vielleicht, doch traun!
Keine zärtlicher!

Keine, die dich liebt, wie ich;
Keine unter ihnen,
So bereit, dir Tag und Nacht,
Als wie ich, zu dienen;

Kei-

Keine, traue mir es zu,
Die sich glücklich preißt,
So wie ich, wenn sie die Frau
Eines Britten heißt.

Der Britte.

Schande, Mädchen, wär es mir
Dich mit mir zu nehmen:
Nein, zu so was können sich
Britten nie bequemen.

Die Spanierinn.

Schande? – So verberg ich denn
Jedem mein Geschlecht,
Folge dir, wohin du gehst,
Als ein treuer Knecht.

Der Britte.

Wie könnt' ich in diesem Fall,
Sage, dich erhalten?
Reisen, weißt du, kostet Geld;
Wo sollt ich's erhalten?
Gold und Silber hab ich nicht!

Die Spanierinn.

Aber ich genug.
Ja, zehntausend Pfund in Gold
Und noch vielen Schmuck.

Der Britte.

Viel Gefahr ist, mancher Sturm
Droht auf wilden Seen.
Mädchen können so was nicht
Ohn' Entsetzen sehen.
Weinend würdest du's bereun. –

Die Spanierinn.

Ich, die ich den Tod
Gerne mit dir litte? – Mich
Schrecket keine Noth.

Der Britte.

Gutes Mädchen, lasse doch
Den Gedanken fahren!
Nun will ich die Wahrheit dir
Redlich offenbahren.

Eine süsse Gattinn ist
Schon in England mein;
Um ganz Spanien wollt ich nicht
Ungetreu ihr seyn.

Die Spanierinn.

O wie glücklich ist das Weib,
Die so treu geliebet
Wird, so zärtlich! – O verzeih,
Daß ich dich betrübet;
Auf den Knieen bitt ich dich!
Zärtlicher Affekt
Rieß mich hin, doch blieb mein Herz
Immer unbefleckt.

Viele gute Tage laß
Sie, o Gott, genießen!
Britte, laß dein glücklich Weib
Meine Reue wissen!
Bitte sie, mir zu verzeihn!
Aus Unwissenheit,
Sag' ihr fehlt, ich nur, und bring
Hier ihr dieß Geschmeid'.

Alles, alles nimm mit dir!
Alles! Sich zu schmücken
Ziemet deiner Gattinn nur,
Nicht mir. – Deinen Blicken
Zu gefallen, war mein Wunsch:
Dieß verbeut die Pflicht:
Außer deinem heischt mein Herz
Keinen Beyfall nicht.

Künftig soll der Liebe Macht
Mich nicht mehr bezwingen.
Meines Lebens Rest will ich
Im Gebet hinbringen.
In des Klosters Einsamkeit,
Da von Menschen fern
Fleh ich für dein Weib und dich
Tag und Nacht zum Herrn.

Lebe wohl, du edler Mann!
Lebe wohl, Vergnügen
Meines Herzen, das nur du
Konnt'st allein besiegen!

Sey gerecht, und glaube nicht
Eine Spanierinn,
Weil sie zärtlich dich geliebt,
Eine Buhlerinn.

Lebe wohl! und jeden Schritt,
Den du thust, begleite
Seegen und Zufriedenheit,
Wahres Glück und Freude!
Und der Glücklichen, die du
Fandst der Liebe werth,
Sey mit dir ein gleiches Loos
Stets von Gott beschert.

Die

Die Journalisten.

Da sitzen sie und sprechen,
Wie Stimm' der Nation. –
Um den Geschmack zu rächen,
Stürzt niemand sie vom Thron!

Wie Pütter decidiret,
Und S* andächtig flucht,
Und Kästner kalkuliret
Und Haller Kräuter sucht,

Das möget ihr durchsichten
Und messen Tag und Nacht.
Hier darf der Kaltsinn richten:
Denn Kaltsinn hats gemacht.

Wenn Gott den Dichter wärmet,
Wenn seine Seele glüht –
Da fragen: wo er schwärmet,
Und wo er Wahrheit sieht;

Wie Schülern auf den Bänken
Dem Deutschen Weib und Mann
Beschreiben, was man denken
Und fühlen wird und kann,

Wohl gar die Gränz vermarchen,
Wie weit man fühlen soll:
Ist an den Aristarchen
Blasphemisch oder toll.

Wem Gott für künftge Welten
Zum Dichter eingeweiht:
Hör' nicht ihr Lob und Schelten,
Seh' nur die Ewigkeit!

An Madame S.

Blüh' unterm Thau des Himmels
Und sanften Zephyrn in dem Thal
Und horche nicht des fernen Schlachtgetümmels
Entflammter Freunde, blank im Stahl!
Dir gab die Göttinn zum Gefechte
Die hohe Laute in die Hand
Und süß durchweinte Mitternächte,
Ersingest du dem Vaterland.

L.

Num. 45.

Kurze Nachricht an die Leser.

Da soll ich dir, lieber Leser, kurz und gut sagen, daß heute der Kranke nichts erzählen, noch vielweniger über dieß oder ienes raisonniren kann. Denn wir haben ihn nun endlich gefunden, und dieß hat in all unsren Herzen so einen Lerm gemacht, daß einer lieber hundert Burzelbäume machen als hundert Zeilen schreiben möchte. Wills also nur geschwind sagen, daß ihn Freund Nikolaus auf die Spur gekommen ist, und nicht eher geruht hat, biß er ihn den Weg verrennte, daß er nicht mehr weiter konnte. Geraden Wegs wollte er nach Barby gehen, und sich da mit den Herrnhuthischen Kreuzluftsvögelein an Leib und Seele verbrüdern, weil ihm, da er unter die Menschen kam, auf einmal wieder sein Trauergeist aufwachte, und ihm in Nachteulenton Grablieder über das arme Menschengeschlecht vorheulte.

Wir haben aber die gute Hofnung, daß wir ihm, troz dem Gauckler Gaßner, diesen bösen schwarzen Teufel bald gar aus dem Leibe herausjagen werden. Er weint freilich oft noch recht bitter, und wir müssen manchmal auch mitweinen, und da ich mich einst deß schämen wollte, und wegsah, nahm mir's der Alte übel: aber wir lächeln auch einander wieder recht herzlich an, und ob vielleicht gleich mancher denken wird, es gieng mich dieß alles nichts an: so bin ich doch recht stolz darauf, daß mein Herz kein Kieselstein ist und daß es so vielen Antheil dran nimmt.

Unter den guten Insulanern drinnen, muß ein Himmelleben seyn, wie er sagt. Und ich muß zu ihnen hin, wenns gleich noch so weit ist, und wenn ich den halben Weg schwimmen muß. Sie sind zwar, wie er sagt, nur wilde Kinder der Natur, so wie sie eben aus den Händen dieser ins Grosse, aber auch desto mehr ins Gute arbeitenden Künstlerin kommen; aber keine so fata-

le Kerls, wie sie einem hier zu Lande bey jedem Schritt aufstossen. Mögen sie doch immer ihre grinsenden und halb aus bewußter und halb aus unbewußter Falschheit zusammengeschmolzenen Gesichter behalten, und schmeicheln und lästern, wem sie wollen, ich schwimm übers Meer. Der Alte geht gewiß noch mit, und dann ists mit Lottchen ohnehin richtig. Diß soll dann ein hübsches Republick'chen geben. Mir graußt schon vor all der Narrentheidung, die um mich her vorgeht; und kanns jezt nicht begreifen, wie ichs so lang hab aushalten können. Da sieht man aber, was die liebe Gewohnheit thut. Riecht ja der Stallknecht auch nicht mehr den Broden, der dem andern erstickend die Lungenblätter krampft.

Wie gesagt! biß über acht Tag wird alles umständlich erzählt werden Jezt kanns nicht seyn. Haben wir ja auch Geduld haben müssen!

Menalk
eine Idylle.

Menalk ein junger Hirt, war zwar der ärmste im seinem heerdenreichen Thale, aber keiner sang und flötete so lieblich, wie er. Immer weidete er seine Ziegen auf einem Hügel, wo sich das Thal öfnet und von dem er weit den schlänglenden Bach und an seinen Ufern die zahlreichen Heerden übersehen konnte. Hier sang er oft den Vorübergehenden ein süsses Lied, um sie einzuladen in den Schatten seiner gastfreyen Buche, und zu einem kühlenden Labtrunk aus der krystallenen Quelle.

Da saß er nun einstens an einem Frühlingsmorgen und sang lieblich das Lob des Frühlings, als ein bewafneter Fremdling, schnaubend wie sein Roß, auf ihn zu ritt.

Hör', sagte der Krieger, magst du nicht mit mir ziehen? Du bist jung und schlank wie eine Fichte, und deine braunen Locken

flat-

flattern dir so hüpsch wie Birkenlaub auf die Schultern herab. Unsere blanke Rüstung würde dir wohl stehen.

Ich mag nicht mit dir ziehen, sagte der Hirt, denn ich liebe mein Thal und die kräuterreichen Hügel, und meine schattigte Buche. Meine Ziegen sind mir auch lieb. Die armen Thiere würde der Gram verzehren, wenn ich sie verließe. Sieh, wie sie so munter hüpfen und sich in meinen Schoos schmiegen, wenn ich meine Flöte an den Mund lege. – Und was ist denn eure Rüstung?

Der Krieger. Einfältiger Hirt! Siehst du nicht meine blanken Waffen? – dies Schwerdt da, mit dem man Hirnschädel spaltet, und diese Pistolen, die Tod sprühen, und dieß Roß, das nach Streit schnaubt –

Menalk. Solche Waffen mag ich nicht tragen. Du bist ein fürchterlicher Mann, Fremder! Sieh! meine Flöte da, die ist mir lieber. Die tönt so lieblich, daß die

Fremdlinge und meine Nachbarn sich freuen, wenn ich sie spiele. Da thu ich niemand Leids damit, sondern mach' alles frölich.

Der Krieger. Du red'st wie eine Memme, Hirt! Ha! wenn man die Feinde so vor sich herjagt und rechts und links alles flieht vor dem blanken Stahl, dann dünkt man sich groß zu seyn, wie ein Gott, vor dem die Sterblichen beben.

Menalk. Rede nicht so von den Göttern. Du wirst sie vielleicht nicht kennen. Denn die Götter sind gut, und lieben die Menschen, wie ich meine Ziegen liebe. Froh bin ich guter Hirte, daß die Menschen nicht vor mir fliehen, daß sie lustig sind und sich vertraut an meine Quelle lagern, wenn ich den Frühling besinge und die Freundschaft der Hirten. Auch tanzen sie oft am kühlen Abend nach dem Ton meiner Flöte und die Hirten schenken mir künstlich geschnitzte Becher und die Hirtinnen bunte Bänder, die schöne Rüstung der Hirten.

Der Krieger. Schäm dich! bist so jung, und deine Arme so nervigt, und magst so faullenzen. Komm und ring nach Thaten, die zwar Blut kosten, aber wie Mittagssonnen glänzen.

Menalk. Ich mag keine Thaten thun, die wie Mittagssonnen glänzen; denn die sind niemand willkommen. Will man sie ansehen, so blenden sie einem die Augen, daß man blinzelt und weder Ziegen noch Quelle sieht. Und wenn eure Thaten euch und den Menschen so viel Schweiß kosten, als die mittägliche Sonne dem Wanderer auspreßt: so mag ich keine um so eine Hand voll Kiesel kaufen. Und keinen Faullenzer darfst du mich eben nicht heißen. Ich bin immer fleissig; bald flecht ich Körbe aus schlanken Weiden; bald schnitz ich Flöten für die Hirten der Gegend; auch kenn' ich Kräuter und ihre Kräfte und hab' damit schon manche Krankheit der Hirten geheilt. Und wenn ich sie mit Gesang und Flötenton frölich mache, daß sie hüpfen, wie die Lämmer, und froh

sind ihres Hirtenstandes — so denk ich, ich hab' doch eine schöne That gethan. Mir ist's dabey so wohl um's Herz. — Ist's dir auch so, wenn du deiner Thaten eine gethan hast?

Da druckte der Krieger seinen Hut tief in die narbigte Stirne, und die Spornen wild in die Seiten des bäumenden Rosses, das mit ihm schnell neben dem Hügel hinumflog.

Menalk aber nahm seine liebliche Flöte, und sie tönte so laut in das Thal hin, daß alle Hirten lauschten, und zu einander sagten: horch! wie süß unser lieber Flötenspieler den Frühling besingt!

Das verlohrne Schäfchen.
Eine Idylle.

Chloris war die fleißigste Hirtinn der ganzen Gegend. Nie war sie müßig, wenn sie ihre Schaafe weidete; denn weit und breit war kein Mädchen, das so künstlich Hüte aus Stroh flechten konnte, als Chloris. Jeder Hirt, der ein Mädchen liebte, kam zu Chloris, und sagte: flechte mir ein Hütgen für meine Liebe, bunt und niedlich wie sie die Mädchen gerne tragen. Und wenn sie ihnen Hütgen geflochten hatte: so brachten sie ihr Früchte, und Milch und Käse; auch oft, wenn es ein reicher Hirte war, junge Ziegen und Lämmer.

Nicht um reicher zu werden, hat Chloris Hütgen geflochten: aber sie hatte einen alten Vater, und eine kranke Mutter, die sie ernährte. Einst da sie fleißig biß an den dämmrenden Abend am Hügel saß, um ein Hütgen fertig zu machen, das der braune Alexis

seiner Doris zum morgenden Feste schenken wollte, und das Hütgen nun fertig war, und sie ihre Schaafe den Hügel hinuntertrieb, fehlte ihr liebstes Schäfchen. Traurig lief sie wieder den Hügel hinauf, durchsuchte den finstern Tannenhain, durch welchen bereits der Mond seine silbernen Strahlen verstreut hatte: aber da war kein Schäfchen. Traurig rief sie dem Schäfchen; legte sich auf die Erde, und lauschte: aber sie hörte nichts, als das Flüstern des Westes, der leise durch die lisplenden Blätter rauschte. Es war finster und die arme Chloris hatte sich tief im Haine verirrt. Keichend lief die gute Hirtin den durch Gesträuche unwegsamen Hügel hinauf, und dachte weniger an ihr nächtliches Verirren, als an ihr Schäfchen. Endlich erblickte sie von weitem ein Licht, das tief unter ihr aus dem nächtlichen Thale heraufschimmerte. Sie gieng dem Lichte nach; aber sie mußte sich von mancher stehenden Brombeerstaude verwunden lassen, und durch manchen drohenden Sumpf waden, biß sie das Licht erreichte. Palämon hieß der Hirt,

der

der diese Hütte bewohnte; er war der reichste im ganzen Thal, und sein Sohn war der Schönste unter den Hirten. Chloris erzählte weinend ihre Geschichte, und dem alten Palämon gefiel diese Geschichte so wohl, daß er ihr die Wange streichelte, und sagte: Hirtinn, ich will dir funfzig Schaafe und funfzig Lämmer schenken, und meine Hütte dazu, wenn du die Frau meines Sohnes werden magst. Sie schlug die Augen lächlend auf die Erde, und erröthete. Und sie wurde die Frau des jungen Palämons, und die reichste Hirtinn der ganzen Gegend.

Selide an Selid.

Wo aus dem Strom des grossen Meers
der Zeiten
Dem Schöpfenden sein kleines Bächlein
quillt,
Da ward auch dir für Ewigkeiten
Das Maas Erschaffener gefüllt.

Da sahst du, wie von heitrer Morgen-
sonne
Ein allbelebendes Entzücken floß,
Und fühltest, wie des Lebens Wonne
Sich in die weiche Seele goß.

Komm, Hand in Hand des Mittags
Strahl zu tragen!
Laß uns vereint bedeckte Wege gehn,
Und bey der Lust in stillen Tagen,
Nicht freudenleer vorübergehn!

Uns schützt ein ruhig Thal vor jenem
Blicke
Der Falschheit; und in seinem sanften Schoos
Nennt man nicht frech der Boßheit Tücke
Des Ränkevollen Buben groß.

Uns ist der Gruß des Mannes in der
Hütte
Willkommner, wenn er ächte Tugend denkt,
Als dessen Blick, der in der Mitte
Des Pomps erbettelt Glück verschenkt.

Komm, laß uns den erhöhn, den für
die Stunde
Der Prüfung, die er oft vorüber führt,
So heisser Dank aus unserm Munde,
Als für das schönste Glück gebührt.

Anbetend laß vor ihm im heilgen Feuer,
Der Andacht unsre beyden Seelen glühn!
Denn dieses Tages frohe Feier,
Mein Einziger, gehört für ihn.

An Philet.

Merkest du nicht oft das Ahnden,
Wenn die lauten Freuden schwanden,
Wenn dein Herz, in sich gekehrt,
Auf geheime Wünsche hört,
Welches wollustreiche Leben
Kan ein treues Mädchen geben?
Von ihm einzig und allein
Ewiglich geliebt zu seyn?
Alles in ihm, alles finden,
Alles auch erfunden seyn;
Zweifach iede Lust empfinden,
Jede Seelenkraft verneun;
Jedes Wunsches sich erfreun?
Himmel! merkest du dieß Ahnden?
Ach! wie viele Freuden schwanden,
Freund, dir ungenossen hin
Bey dem flatterhaften Sinn!
Wird dich nie ein Mädchen finden,
Das dich, flatterhaften Mann,
Dich mit sanften Ketten binden,
Ewig, ewig binden kan?
„Gern lies ich mich ewig binden;

„Ach! ich bin nicht Schuld daran,
„Nur kein Mädchen kann ich finden,
„Das mich ewig binden kann.
Sprichst du. — Wohl! mit Seelenblicken,
Mit den Rosenwangen hier
Lächelt iezt Serena dir,
Dich zu lieben, zu beglücken;
Hält schon in der sanften Hand
Hin zu dir das Blumenband.
Laß dich binden! laß dich binden!
Denn die Liebe sendet sie.
Ewig wirst du Wonne finden,
Ewig, ewig, oder nie

In Geßners Schriften geschrieben, die einem Frauenzimmer zum Geschenk bestimmt waren.

Beglücktes Herz, das warm von reiner Liebe
Dem frommen Dichter nachempfindt,
Und das mit gleichgestimmten Triebe
Den Schäfer ohne Gold doch liebenswürdig findt,
Das, wenn es ließt mit Engeln werthen Thränen
Und einem stillen Seufzer spricht:
Ach! wären diese Schäferscenen
Mehr, als ein schmeichlendes Gedicht! —
Wo find ich einen Daphnis? — Wo
Ich eine Daphne? — Ungeduldig froh
Wollt' ich nach ihm (ihr) die halbe Welt durchirren,
So lange wie ein Täubchen girren
Biß ich ihn fände. Wär auch seine Hütte klein,
Sie würde mir an seiner Seite
Ein Paradieß der Freude
Ein Himmel auf der Erde seyn.

Num. 46.

Eine Geschichte.

Daß ich meinen armen verlohrnen Sohn wieder in meine väterlichen Arme, die ich so lange umsonst gegen ihn ausgestreckt habe, schließen kann; hab' ich den Lesern schon durch meinen Matthäus sagen lassen. Ich hab' ihn zwar wieder; aber seine Seele ist noch immer mit der Dämmerung der Melancholie umhüllt. Gott verzeih es mir! wenn ich das geringste dazu beygetragen habe, die Saiten seines Herzens auf einen so traurigen Ton herunterzustimmen. Mein Gewissen wirft mir aber nichts vor. Ich bin nie mürrisch gewesen; ich habe nie die Menschen gehaßt; ich habe nie die Welt für ein Schlangennest angesehen. Dieß hab' ich allzeit gewußt, daß derjenige, der gar zu große Forderungen an die Welt macht, der jeden Maulwurfshaufen, den hie oder dort ein Staubbewohner aufwirft, für ein un-

übersteigliches Felsengebürg ansieht, nicht glücklich seyn kann. Ich hab bey der Erziehung meines Sohnes gewiß nichts unterlassen, was das geringste dazu beytragen konnte, ihn mit den Menschen und ihrem Schicksal zu frieden zu machen. Da ich, so bald sich seine Seele zu entwickeln anfieng, einen Hang zum außerordentlichen und eine gewisse Ungeduld in ihr bemerkte: so suchte ich alles von ihm zu entfernen, was diese Neigungen hätte befördern können. So gab ich, z. E. wenn ich ihn mit der Geschichte der menschlichen Begebenheiten bekannt machte, sorgfältig Acht, mehr von tugendhaften Männern und guten Handlungen zu erzählen, als ihm mit lebhaften Farben die Laster der scheuslichsten Bösewichter, wie es gemeiniglich geschieht, abzuschildern. Es kann aber wohl seyn, daß ich seine Seele eben dadurch, daß ich ihm mit so vieler Wärme, immer von den schönen, guten und großen Handlungen der würdigsten Männer vorerzählte, verwöhnt habe, überall nichts als solche Männer und überall nichts als sol-

che

che Handlungen zu sehen. Hab' ich also in diesem Stücke gefehlt, so hab' ich gewiß aus einer guten Absicht gefehlt.

Wenn ich aber von allen dem jezt weitläuftig reden wollte, so würde ich, ehe ich zu der kurzen Erzählung seiner Schicksale selbst komme, ein halbes Buch anfüllen. Ich wills also mit einem Wort sagen, daß ich eine ausgeartete Neigung zum Romanhaften, zum Idealischen und zu einer Welt, wo alles wie im Himmel zugeht, für die traurige Quelle seines ganzen Unglückes halte.

Er floh aus den Armen seiner guten Gattinn, nicht aus schändlicher Untreu, nicht aus Mangel der Liebe, sondern die Ehe war ihm, wie er mir sagte, so wie alle bürgerliche Verhältnisse, deswegen unerträglich, weil er von derselbigen gewisse Flecken nicht hätte wegwischen können, die in seinem selbstverfertigten idealischen Bilde nicht befindlich gewesen wären.

Lieben Leute! was ihr thut, macht euch von diesem oder jenem Gegenstand, der euch heut oder morgen in der Welt aufstossen wird, keinen gar zu schönen idealischen Begriff. Die Einbildungskraft, die dabey am geschäftigsten ist, geht mit dem ordentlichen Lauf der Dinge in der Welt niemals in gerader Linie. Und es ist traurig, daß meistens die besten Herzen dieser traurigen Verwirrung unterworfen sind; denn die gemeinen Seelen, die der Begriffe des Schönen und Guten kaum fähig sind, haben eben deßwegen von dieser Seite wenig oder nichts zu befürchten.

In dem Taumel seines Trübsinns kam er nach Amsterdam, um, wenn es möglich wäre, in dem entlegensten Winkel der Erde, als ein aus der menschlichen Gesellschaft Verbannter zu leben. Und — man sehe, wie weit sich die einmal verirrte Einbildungskraft versteigen kann — er schmeichelte sich so gar mit der Hofnung, daß es möglich wäre, durch Schiffbruch oder einen andern Zufall auf ei-

ne menschenlose, oder von einem guten Völkchen der Natur bewohnte Insel zu kommen, auf welcher es ihm leicht seyn würde, eine kleine platonische oder severambische Republik aufzurichten.

Die sieben Monate, die er auf dem Schiffe zubrachte, waren für ihn zwar eine ununterbrochene Zeit der Quaal; denn er war unter die verworfensten Menschen hineingedrängt, und mußte vermög der Subordination gehorchen, welches für Seelen, wie die seinige war, die allerempfindlichste Marter ist; aber dieß söhnte ihn doch einigermassen mit der Gesellschaft, in der er sonst lebte, aus. Die Unzufriedenheit mit seinem Zustande war so hoch gestiegen, daß er, da das Schiff an der afrikanischen Küste Wasser einnahm, an dem Land zurückbleiben wollte, wo er nothwendig ein Raub der reissenden Thiere oder des Hungers hätte werden müssen. Seine Kameraden aber suchten ihn auf, vielleicht nicht sowohl aus Freundschaft und Menschenliebe, als vielmehr deswegen, weil der

Verlust eines Menschen ein Verlust für das Schiff und die Kompagnie war. Sein Trübsinn stieg wieder mit ihm zu Schiffe, und je mehr die Wellen des Meeres um ihn herum aufbraußten, je näher legte er sich ihm ans Herz, und preßte es ihm unter tausend Foltern zusammen. „Oft sagte er mir, wenn sich am Horizont schwarze Wolken aufzogen, und die aufschwellenden Fluten Sturm verkündigten – wenn Angst des Todes dem Trägen Riesenstärke und dem Böswicht Religion gaben, saß ich in halb süßer und halb bitterer Erwartung auf dem Verdeck da, und sah mit Sehnsucht nach der willkommnen Welle, die mich in den Abgrund des Meeres hinunter schlingen würde.“ – Aber dem Unglücklichen werden seine finstern Wünsche so wenig erfüllt, als dem Glücklichen seine heitern. Mein armer Sohn kam glücklich nach Batavia. Aus herzlicher Sehnsucht, in einen unbekannten Winkel der Erde verbannt zu werden, that er hier sein äußerstes, sich bey der Regierung beliebt zu machen. Seine Fähigkeiten waren hinlänglich, ihm

die

die beste Stelle zu verschaffen; und er würde sie auch erhalten haben, wenn er sich dieselbe nicht ausdrücklich verbetten hätte.

Sein Herz war, ungeachtet den trüben Wolken, die dasselbige umhüllten, noch immer viel zu empfindlich und gut, als daß er die Seinigen hätte vergessen können. Die Erinnerung an uns machte seinen Kummer immer drückender. Er liebte uns, und irrte für uns als ein Todter auf der Welt herum. Er wußte, daß wir ihn liebten, und sein Herz hatte sich so verirrt, daß er glaubte, er müßte uns fliehen, wenn er nicht sein Herz wollte vergehen lassen. Alle Seelenkräfte und Empfindungen scheinen in einen gewissen Kreis eingeschlossen zu seyn; so bald sie den übertretten, schweifen sie in einer gesetzlosen Unordnung herum, beynahe wie die Räder einer Uhr, wenn man ihnen etwas von ihrem bestimmten Gewichte entzogen hat.

Eine kleine Molukkische Insel, von der die Kompagnie jährlich eine nahmhafte Portion Specereywaaren zu erheben hatte, wurde im Namen der Holländer von ein Paar Europäern regiert, die zwar als Könige, aber übrigens in einer gesellschaftslosen Einsamkeit auf dieser kleinen Insel zu wohnen pflegten. Es wurde einer von diesen einsiedlerischen Königen zurück beruffen; und kaum hatte mein Sohn davon gehört, als er sich alle Mühe gab, an dessen Stelle dahin geschickt zu werden.

Die Indianer, welche die Insel bewohnten, waren ein gutes unschuldiges Völkchen, ob's gleich wohl möglich ist, daß er blos deswegen, weil sie einige ihm besonders verhaßte Laster der Europäer nicht hatten — oder vielmehr nicht haben konnten, sie mit einer gar zu grossen Nachsicht beurtheilte. Doch, dem sey, wie ihm wolle: es heiterte sich unter diesen Leutgens seine Seele etwas auf. Da die Geschäfte, die er für die Kompagnie zu besorgen hatte, nicht die größten waren: so hatte er Zeit genug, sich mit den

Sitten und der Denkungsart der Insulaner sehr bekannt zu machen. Theils das Ansehen, das ihm sein einsames Gouvernement verschaffte, theils aber auch die Gelindigkeit, mit welcher er dem der ungerechten Drückungen gewohnten Volke begegnete, gab ihm über ihre rohe, aber bey dem allen biegsame Herzen eine solche Gewalt, daß er sich schmeichelte, jezt würklich die Gelegenheit gefunden zu haben, der Schöpfer einer platonischen Republik zu werden, und den größten Theil seiner idealischen Begriffe realisiren zu können. Er mag vielleicht vieles zur Aufklärung ihrer Vernunft, und zur Verbesserung ihrer Sitten begetragen haben, vornemlich, da er sie nicht ungeneigt fand, der Religion, von der er, vielleicht besser, als mancher Missionair mit ihnen redete, anzunehmen. Da es aber den Holländern mehr daran gelegen war, sie in ihrer Herzenseinfalt dahinwandeln zu lassen, als sie durch Aufklärung ihrer Vernunft zu ungehorsamen Raisonneurs zu machen: so wurde ihm von Seiten seiner Vorgesezten ganz deutlich zu verstehen gegrben,

er möchte sich mit den Seelen der Einwohner keine so überflüßige Bemühung machen, sondern lieber die in ihren Augen weit wichtigern Gewürzbäume zum Gegenstand seiner Sorgfalt und Bildung machen.

Dieß war genug, um wieder aufs neue die Ruhe in seiner Seele zu stören. Sein Ideal, das er der Würklichkeit so nahe zu seyn glaubte, schwebte jezt wieder als ein blosses Schattenbild vor seinen Augen herum, und forderte ihn aufs neue zur Unzufriedenheit mit den Menschen auf. Jezt wurde ihm Indien so verhaßt als Europa. Dort wollte er nicht mehr bleiben, und hieher wollte er nicht mehr zurückkehren. Sein gutes Volk, das er mit väterlicher Liebe, wie seine Kinder liebte, zu verlassen, fiel seinem Herzen auch schwer, weil er befürchtete, es möchten seine Nachfolger mit demselbigen grausamer umgehen, als ihre guten Herzen es verdienten.

Mitten unter diesen Beängstigungen fiel ihm Herrnhuthsgemeine ein. Die einmal

über-

überspannten Empfindungen seiner Seele und seine Einbildungskraft, machten ihn in diese Sekte so verliebt, daß er sogleich den Entschluß faßte, sich nach Europa zu begeben, und sich dieser Gemeine als ein treuer Bruder an Leib und Seele einzuverleiben. Er kam glücklich in Gesellschaft seines ehrlichen Kammeraden, von dem ich schon erzählt habe (und dem Gott für seine Entdeckung guten Wind gebe) biß nach Frankfurt, wo er, wegen einer Verlezung, die er am Fusse erlitten hatte, einige Wochen liegen bleiben mußte. Mein getreuer Freund Nikolaus, den ich abgeschickt hatte, traf ihn nicht mehr zu Frankfurt an. Durch seine rastlose Thätigkeit aber war er so glücklich, ihm auf die Spur zu kommen, auf welcher er ihm auch so weit nach gieng, biß er ihn einige Meilen von Dreßden antraf. Was es dem guten Mann für Mühe kostete, ihn zu bewegen, zu den Seinigen zu ziehen, mag ich gar nicht erzählen. Gott sey Dank, daß wir ihn wieder haben! Und der liebe Gott, der uns dieß verlohrne Schaaf wieder geschenkt

hat, wird auch für seinen geschornen Rücken den Wind der Traurigkeit mässigen.

Trost im Leiden.

Was zagest du beklemmtes Herze,
Als ob dich Gott, dein Gott verließ?
Wie sehr dich auch dein Leiden schmerze,
Gott will dein Glück, das ist gewiß.
Er der, damit wir sollen leben,
Daß ewig Heil uns soll erfreun,
Selbst seinen Sohn in Tod gegeben,
Muß dieser Gott nicht Liebe seyn?

Gott ist die Liebe! und du klagest?
Er will dein Glück; du trauerst noch?
Er ist dein Vater; und du zagest?
Du bist ein Christ; und weinest doch?

Du kannst noch Gram und Kummer näh-
ren:
Und Gott ist deine Zuversicht?
O schäme dich der niedern Zähren!
Sie ziemen Gottes Kindern nicht.

Du wirst noch mächtig innen werden:
Der Herr sey dein getreuer Hirt!
Er sorgt fürs beste seiner Heerden,
Auch wenn er sie in Wüsten führt.
Die Blumen würden sie vergiften,
So schön, so reizend sie auch blühn,
Drum führt er sie auf öd're Triften,
Wo Leben für sie sprosset hin.

Dieß Leiden, das dich niederdrücket,
Das dir so unerträglich scheint,
Ward selbst zu deinem Heil geschicket
Und ist, so bald du willst, dein Freund.

Es

Es lehrt dich Demuth und Vertrauen,
Lehrt uns der Dinge wahren Werth,
Lehrt dich auf beßre Dinge schauen,
Als welche Mott' und Rost verzehrt.

Gott danken sollst du für dein Leiden,
Sollst fühlen, es sey seine Huld,
Sollst ihm ein Loblied zubereiten
Durch Unterwerfung und Geduld!
Gott kann den, der ihm traut, nicht hassen.
Er hilft dir, daß du nicht verzagst,
Und wird's ein Ende nehmen lassen,
So daß du es ertragen magst.

Gott züchtigt den nur, den er liebet,
Straft oft mit Glück den Bösewicht;
Ein Herz, das niemals sich betrübet,
Fühlt auch die wahre Freude nicht,

Die Süßigkeit, auf Gott zu hoffen,
Mit Zuversicht um Hülfe flehn,
Die kennt der Dulder nur, der offen
Den Himmel schon für sich gesehn.

O werde nie des Kampfes müde!
Am Ziele schimmert schon dein Lohn!
Die Palme zeigt dir ew'ger Friede,
Die einst dein Haupt umkränzet, schon!
Das Leiden eines Augenblickes,
(Mehr ist nicht unsre Lebenszeit)
Was ist es gegen eines Glückes,
Das deiner harret, Ewigkeit!

Auf den Dorant.

Dorant mit seiner Donnerstimme,
Die Backen voll vom Wind, die Stirne, wie
im Grimme,
Tritt auf, ereifert sich und thut mit Hand
und Mund
Die Nützlichkeit der Selbsterkänntniß kund.
Von allen den Bewegungsgründen,
Die er sich quälte zu erfinden,
Und die er schreyend angeführt,
Und hochgelahrt und künstlich ausstaffirt,
Und aus der Bibel selbst citirt,
Hat mich kein einziger gerührt.
Dorant, o hättest du geschwiegen;
Du hättest mich vollkommen überführt.

Num. 47.

Ueber den Trost.

Ich glaube nicht, daß ein Handwerk unter den Menschenkindern stärker getrieben wird, als das Handwerk der Tröster; aber ich glaub' auch nicht, daß es in einem so viel Stümper giebt, als in diesem. Kaum ist uns der geringste Zufall, die nichtsbedeutendeste Kleinigkeit begegnet – kaum haben wir unsere Stirne nur ein wenig in Falten gelegt: so ist jedermann bereit, uns mit einer Dosis Trosttröpfchen aufzuwarten. Wenn diese Bereitwilligkeit, einen andern zu trösten nicht größtentheils ihren Grund in der Mode und einem gewissen hergebrachten Wesen hätte: so könnte man daraus einen statthaften Beweis für die natürliche Güte des menschlichen Herzens hernehmen. Doch ich will zu meiner und meiner Brüder Ehre glauben, daß würklich der Mensch durch seine guten sympathetischen Gefühle angetrieben wird, demjenigen, den er von unangenehmen

Empfindungen, oder von einer gewissen Art der Leiden gequält sieht, zu trösten, das heißt, ihm diese unangenehmen Gefühle oder Leiden, so viel als möglich, zu erleichtern.

Es mag also immer die Neigung, welche den Menschen antreibt, seinem leidenden Bruder, so gut er kann, ein Tröpfchen Trost zufließen zu lassen, würklich aus einer guten Anlage seines Herzens entspringen: aber es wäre doch zu wünschen, daß er sich dieser Neigung auf eine geschicktere Weise zu bedienen wüßte, damit sein Trost nicht so oft ohne Wirkung bliebe, oder wohl gar die verdrüßliche und unangenehme Empfindung des andern vermehre.

Nicht alle Unglückliche sind fähig, einen Trost anzunehmen. Ich weiß zwar wohl, daß das Unglück des Menschen nie zu einem so hohen Grad anwachsen kann, daß ihm von allen Seiten glücklichere Aussichten abgeschnitten, und er bloß zum unaufhörlichen Gefühl körperlicher oder geistiger Schmerzen

be-

bestimmt seyn sollte. Allein, es kann doch ein gewisser Grad von unangenehmen Empfindungen, zumal unter gewissen Umständen, und in gewissen Seelen, eine starre Unempfänglichkeit gegen alle tröstende Eindrücke hervorbringen. Dem, der mit starrenden Augen, lautathmender Brust, und zusammgekrampften Herzen, wie eine marmorne Bildsäule, dasizt, und dessen ganzes Wesen gleichsam in die einzige Empfindung der tiefsten Betrübniß zusammengeschmolzen ist, dem mag Demosthenes und Seneka Tröst vorpredigen oder vordemonstriren, er wird ungerührt bleiben. Es scheinet am zuträglichsten zu seyn, dergleichen Leute so lange mit Trostpredigten zu verschonen, biß ihr Herz wieder eines Eindrucks von außen fähig ist, und die zusammengedrängten Empfindungen wieder nach und nach aus einander fließen. Und dieses scheinet am leichtesten dadurch bewerkstelliget zu werden, wenn man ihnen, mit einer gewissen Vorsichtigkeit, nach und nach solche Gegenstände nahe bringt, die mit ihren Empfindungen nicht ganz heterogen sind,

und ihre Aufmerksamkeit stufenweise immer mehr und mehr auf sich richten.

Wer einen andern mit gutem Erfolge trösten will, dessen Zustand muß von dem Zustande des Traurigen nicht gar zu weit entfernt seyn. Wenn ich z. E. um all das Meinige gekommen wäre, und mein Nachbar, der ein paar Tonnen Goldes besitzt, käme mit der süßesten Arzney des Trostes zu mir, so weiß ich zuverläßig, daß er der Mann nicht ist, der die Krankheit meines Gemüthes heilen kann. Im Gegentheil würde sich mein Unmuth vielleicht bey seinem Anblick vermehren, und ich mich zum Murren über die ungleiche Austheilung der Güter berechtiget halten. Je näher die Herzen miteinander in Absicht ihres Zustandes verwandt sind, desto leichter nehmen sie, vermög des geheimen sympathetischen Zuges, Trost von einander an. So verträgt sich Kälte mit Kälte, und Wärme mit Wärme leichter unter einander, als wenn man Kälte mit Wärme vermischen will.

Man meint oft, wunder! wie gut man seine Sache macht, wenn man dem Leidenden gerade zu widerspricht, und ihm gerade zu sagt, daß er nicht Ursache habe, betrübt zu seyn. Dies bleibt ohne alle Wirkung; denn man widerspricht seiner Empfindung, die gerade das Gegentheil sagt, und der er nothwendig mehr glauben muß, als den Worten eines Fremden. Mich hat nichts ungeduldiger machen können, als wenn in einer unlustigen Stunde – dergleichen ich doch, dem Himmel sey es gedankt! wenige gehabt habe – jemand herkam, und mir in allem Ernst sagte, ich sollte lustig seyn, und mir wol noch oben drein, bonmotische Possen vorerzählte, oder sonst etwas schnackisches vortrillerte. Nichts ist unerträglicher, als ein solcher Trost, denn er bleibt nicht nur ohne alle Würkung, sondern vermehrt auch durch den Aerger die Unlust. Gebt dem Traurigen Recht, wenn ihr Meister über seine Empfindungen werden wollt! Zeigt ihm, daß ihr an seinem Kummer Antheil nehmet! Laßt vor seinen Augen eine mitleidige Thräne nie-

verfallen! Und wenn er euch so liebgewonnen, wenn er so sein Herz euch aufgeschlossen hat, dann könnt ihr ihn trösten, und ihr werdet euch keine vergebliche Mühe machen. Man bedenke nur immer, daß die Empfindungen des Herzens auch ihre Gesetze haben, ob wir sie gleich selten genau kennen. Es geschieht in der moralischen Welt so wenig etwas durch einen Sprung, als in der körperlichen.'

Allgemeine Sätze und abgedroschene Gemeinwörter, die ein jedes altes Weib in dem Munde führt, machen auf den Betrübten einen schlechten, oder gar keinen Eindruck. Entweder ist ihm die darinnen enthaltene Wahrheit schon selbst bekannt, oder sie ist so kraftlos, wie eine verwelkte Blume. In dem erstern Falle, hat er schon selbst das Urtheil über sie ausgesprochen, daß er sie nicht brauchen kann; und in dem andern fällt ihre Brauchbarkeit ohnehin weg. Diese gemeinen Trostgründe mögen wohl für den kalten und ruhigen Verstand, der aber nie einen Trost braucht, weil er nicht empfindet, sehr

ein-

einleuchtend seyn; aber das empfindende Herz kann keinen Gebrauch davon machen. So mag wohl manches Pflaster bey einem äusserlichen Schaden ganz heilsam seyn: wer wird aber von ihm verlangen, daß es auch einem Kranken, der am hitzigen Fieber leidet, Linderung verschaffen soll?

So wie aber keine Regel ohne Ausnahme ist: so giebt es auch gewisse zwar sehr gemeine, aber doch auf die meisten Herzen sehr würksame Trostsprüche. Manche bekannte Stelle der Heil. Schrift, mancher gemeine Vers aus einem christlichen Lied, ohne alle Kunst und allem Schmuck, bekommt oft, auch in dem Munde der Einfalt, ein so grosses Gewicht, daß der beredteste Kenner des menschlichen Herzens nicht besser trösten könnte, als ein dergleichen Spruch, oder Vers tröstet. Ich brauche hier nichts zu beweisen, noch auch lange nach Ursachen dieser Würkung zu suchen; ich darf nur jeden auf seine eigene Erfahrung verweisen.

Vermischte Gedanken.

Die Seelen der Könige und Schuhflicker sind nach einerley Form gemacht. Wir sehen bey den Handlungen der Grossen auf ihre Beträchtlichkeit und Wichtigkeit, und bilden uns daher ein, sie müßten von eben so beträchtlichen und wichtigen Ursachen herrühren. Allein wir irren uns. Sie haben bey ihren Handlungen eben die Triebfedern, welche bey den unsrigen würken. Eben der Grund, welcher veranlasset, daß wir uns mit einem Nachbar zanken, verursachet zwischen Fürsten einen Krieg. Eben der Grund, der uns einen Bedienten zu prügeln antreibet, veranlasset einen König ein ganzes Land zu verwüsten. Ein Wurm und ein Elephant haben einerley Begierden.

Zwischen manchen Menschen ist ein grösserer Unterschied, als zwischen manchem Thiere und manchem Menschen.

Gewiß, die schöne Vernunft, womit wir uns so gros machen, kommt uns sehr hoch zu stehen, da wir zugleich eine so unendliche Menge Leidenschaften haben zugleich mitnehmen müssen.

Plato sagt: die melancholischen Gemüther wären die gelehrigsten und vortreflichsten; allein es sind auch keine so sehr zur Narrheit geneigt.

Man muß uns erst dumm machen, ehe man uns klug machen kann: man muß uns erst blind machen, ehe man uns auf den rechten Weg leitet.

Die Dunkelheit ist ein Mittel, dessen sich die Gelehrten, wie die Taschenspieler dazu bedienen, daß man die Richtigkeit ihrer Kunst nicht entdecken soll: und womit sich die Dummheit der Menschen leicht befriediget.

Der Natur gemäß geschehen, heißt bey uns nichts anders, als unserm Verstand gemäß geschehen, so weit derselbe

gehen kann, und so weit wir etwas davon einsehen; was darüber ist, ist ungeheuer und unordentlich.

Wir schlummern wachend mehr, als schlafend.

Wir haben das Band unserer Ehen fester zu machen geglaubt, wenn wir alle Mittel, dieselben zu trennen, wegräumten: allein das Band des Willens und der Zuneigung hat um eben so viel nachgegeben, und ist um eben so viel auseinander gegangen, als das Band des Zwanges fester zusammen gezogen worden ist. Umgekehrt – die Erlaubnis, daß jedes sich von seinem Gatten scheiden konnte, hat die Ehen zu Rom lange Zeit in Ansehen und Sicherheit erhalten. Sie nahmen ihre Weiber besser in Acht, weil sie dieselben verliehren konnten, und in länger als fünfhundert Jahren bediente sich keiner der Ehescheidung, ungeachtet sie völlig erlaubt war. Quod licet, ingratum est: quod non licet, acrius urit.

Die Miene, das Gesicht, die Stimme, das Kleid, die Stellung, können denjenigen Dingen einen Werth geben, die keinen haben, wie das Geschwätze.

Die Liebe schadet niemand, als denen, die dabey närrisch sind.

Wer das Recht hat, in seinem Hauße seinen Zorn zu zeigen, mag sich ja wohl hüten, ihn nicht bey Kleinigkeiten sehen zu lassen; denn das macht ihn kraftlos und unnütze.

Keine Gesellschaft ist mir unerträglicher, als die Gesellschaft solcher Personen, die uns in allen Stücken recht geben; denn es ist gar keine Gesellschaft.

Wer weis, wenn ich mit meiner Katze spiele, ob sie sich die Zeit nicht mehr mit mir vertreibt, als ich mir dieselbe mit ihr vertreibe?

Die Stunden, die wir unter glücklichen Aussichten zubringen, sind weit angenehmer, als die vom Genuße selbst bekrönet werden. In dem ersten Fall kochen wir das Gerichte recht nach unsern Geschmacke, in dem andern kocht es die Natur.

Freundschaft ist in allen andern Dingen zuverläßig, nur nicht in Liebesangelegenheiten.

Die Gewohnheit, dieses Ungeheuer, welches das Gefühl aller bösen Fertigkeiten wegfrißt, ist doch darinnen ein Engel, daß sie auch die Ausübung schöner und guter Handlungen erleichtert.

Unsere Wünsche und unsere Umstände durchkreuzen einander so oft, daß unsere Vorsätze selten in unserer Gewalt bleiben; unsere Gedanken sind unser, aber nicht ihre Ausführung.

Es ist nichts so gut oder so schlimm, das nicht durch unsere Meinung dazu gemacht wird.

Die Liebe ist ein Kind, das nicht erwarten kann, biß es das hat, wornach es gelüstet.

Die Leidenschaft wächst desto stärker, je mehr sie verschmäht wird, und krümmt sich wie ein Wachtelhund, nur desto schmeichlender um unsre Füsse, je mehr sie weggestossen wird.

Weiber fürchten allezeit wie sie lieben; in beyden mit Uebermaaß.

Die Jugend hat in der leichten und nachläßigen Livrey, die sie trägt, nicht weniger Anstand, als das gesezte Alter in seinen Pelzen und langen Ceremonienkleidern.

Ich will mir von meinem Herzen rathen lassen. Will sich meine Vernunft bequemen,

ihm zu gehorchen, so hab' ich Vernunft; wo nicht, so will ich ein Thor seyn, wenn es Thorheit ist, seiner Empfindung zu folgen, und dadurch glücklich zu seyn.

Das gefälligste Mädchen ist verschwenderisch, wenn sie ihre keusche Schönheit dem Mond entschleyert. Die Tugend selbst ist vor den Bissen der Verläumdung nicht sicher; nur allzuoft frißt ein verborgener Wurm die Kinder des Frühlings, bevor ihre Knospen sich entwickelt haben, und sengender Mehlthau ist nie mehr zu besorgen, als im thauvollen Morgen der Jugend. Seyd also vorsichtig; hier giebt Furcht die beste Sicherheit. Die Jugend hat einen Feind in sich selbst, wenn sie auch keinen von außen hat.

Der

Der Standhafte.

Winseln, mit Verzweiflung ringen,
Ist des Feigen Theil.
Einem Manne sind die Thränen
Nicht wie Kindern feil.

Habt ihr je durch laute Klagen
Feinde fortgeschreckt?
Oder je durch eure Thränen
Todte aufgeweckt?

Wenn das Unglück plagenschwanger
Ueber eurem Haupt
Hänget, und euch jede Freude
Unerbittlich raubt —

Wird

Wird wohl durch Verzweiflungskla-
gen
Es erträglicher?
Oder drückt nicht jedes Quint'gen
Dann erst centnerschwer?

Num. 48.

Schutzschrift für das Alter.

So wie die unpartheyische Natur selbst dem ernsthaften Winter nicht alle ihre Reize entzogen hat, sondern wie seine melancholische Gestalt noch immer Annehmlichkeiten genug besitzt: so ist auch selbst das stille Alter nicht so ganz traurig und unglücklich, wie einige, die mit demselbigen nicht bekannt genug sind, wähnen. Es ist wahr: die Jugend ist der Frühling des Lebens, und bey allen den Unruhen, und bey allen den Tumult der kühnen Begierden und fehlgeschlagenen Hofnungen, versteht sie doch die glückliche Kunst, sich so viele tausend kleine Freuden herzuzaubern, daß ich, alle Wahrheit zu gestehen, allen guten Menschen eine funfzig biß sechzig Jahre daurende Jugend wünsche.

Man muß aber bey dem allen dem Alter auch nicht so viele und ungerechte Vorwürfe

machen, als man überhaupts zu thun gewohnt ist. Es kann seyn, daß es mürrische Greise giebt, die nicht nur selbst gegen jede unschuldige Erdenfreude unempfindlich sind, sondern wohl gar ihre Stirnen furchen und schmälen, wenn sie sehen, daß Leuten, die bessere Herzen und ein leichteres Blut, als sie haben, die Welt behaget. Nach diesen wenigen Murrköpfen die ganze ehrliche Zunft der Greise zu taxiren, und das Alter deswegen für einen unerträglichen Zeitpunct des menschlichen Lebens zu halten, wäre eben so unbillig, als wenn man über die Jugend einen Fluch aussprechen wollte, weil es so viele leichtsinnige und flatterhafte Jünglinge giebt. Ich kann wohl sagen, daß ich, einige Beschwerlichkeiten abgerechnet, mit meinen alten Tagen ziemlich zufrieden bin. Es kann seyn, daß ich dieses Glück vornemlich meinem Temperamente, oder, wenn man lieber will, meinem Herzen zu verdanken habe; denn dieses ist so beschaffen, daß es mir, wie dem Cicero seine Philosophie, nicht nur alle Beschwerlichkeiten des Alters

aus

aus dem Wege geräumet, sondern mir auch dasselbige sanft und angenehm gemacht hat. Wenn dieses anderst eine Weisheit zu nennen ist: so kann ich einem jeden leicht diese Weisheit mittheilen. Ich habe allezeit der Natur, als der besten Anführerin, gefolgt und ihr gehorchet. Wenn man die jugendlichen Tage und die männlichen Jahre gut zugebracht hat: so ist auch gewiß zu hoffen, daß sie uns bey den letzten Auftritten des Lebens nicht wird stecken lassen – so wie ein guter Dichter den letzten Aufzug seines Schauspiels nicht schlecht machen wird, wenn er die ersten gut gemacht hat. – Ich will einige Vorwürfe, die man dem Alter gemeiniglich zu machen pflegt, anführen, und, wie ich hoffe, so beantworten, daß man die Unbilligkeit derselbigen begreifen kann. Vielleicht bekommt diese Apologie in meinem Munde ein desto grösseres Gewicht, so wie auch Cicero das Alter von dem alten Kato vertheidigen läßt. Ich werde mich meistens der Gründe, und oft der Worte dieses ehrlichen Römers bedienen.

Daß uns das Alter unthätig mache, ist ein Vorwurf, der ihm nicht von allen, aber doch von Leuten der besten Art gemacht wird. Derjenige, der seine jugendlichen und männlichen Täge auf dem Pfülben der Trägheit und Wollust verschlummert oder verträumt hat, wird es freilich gar nicht übel nehmen, wenn ihm das Alter in eine gewisse Unthätigkeit, die sein höchstes Gut war, versetzet. Seine ohnehin schlaffen Fibern können es gar wohl vertragen, daß sie ungebraucht ruhen. Aber dem thätigen und geschäftigen Manne, der als Jüngling und Mann mit feuriger Begierde jede Gelegenheit ergrief, seine Seele in Würksamkeit zu setzen, und der keinen Augenblick ungenützt konnte vorbeystreichen lassen, der Plane machte und Plane ausführte, der manche schöne, manche gute und manche grosse That gethan hat – dem wird es vielleicht hart ankommen, wenn er im Alter diese Thätigkeit muß abspannen und ruhen lassen.

Es ist zwar richtig, daß der Greis nicht mehr die weitaussehenden Geschäfte eines Jünglings, oder die anhaltenden Thaten eines Mannes über sich nehmen kann; allein auch dem Alten ist die Sphäre der Wirksamkeit nicht ganz verschlossen. Giebt es nicht edle, seegensvolle Geschäfte genug, welche der Geist entwerfen und ausführen kann, wenn gleich die Kräfte des Körpers stumpf sind? Was war unser Lehrer, der seel. Gellert, anderst, als ein schwacher, entkräfteter Greis – zwar nicht in Absicht der Jahre, aber doch gewiß in Absicht des Baues seines siechen Körpers? Und was hat dieser 50. jährige Greis gethan? Gewiß in seinem siechsten Jahre mehr edles und mehr gutes, als hundert Jünglinge und Männer, mit Löwenstärke, in ihrer ganzen gesunden Jugend und männlichem Alter. – Theils aus eigener Bescheidenheit, theils, um nicht weitläuftig zu werden, will ich davon gar nichts sagen, daß das Alter mehr Erfahrung und Klugheit habe, und seine Thaten nicht so oft scheitern sieht, als die Entwürfe des feuri-

gen, oft unbesonnenen Jünglings. Und wenn sich dem Alten auch in dem bürgerlichen Leben keine so grosse Laufbahn, auf der er sich Verdienste um die grössere Gesellschaft erwerben könnte, eröfnen sollte: so ist ihm doch noch eine reiche Erndte des Verdiensts übrig. Wenn ich z. E. gleich vom Alter und Krankheit gefesselt in meinem Lehnstuhl dasitze, und von der bürgerlichen Gesellschaft, so zu sagen, meinen Abschied bekommen zu haben scheine; so kann ich mich doch trösten, ein nicht ganz unnützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn. Indem ich meinen Kindern gute Lehren gebe, sie durch mein Beyspiel, so viel es eben die Kräfte meines Herzens erlauben, bessere, sie warne, und ihnen manche von meinen Erfahrungen, die sie sich theuer hätten erkaufen müssen, eigen machen; bring' ich gewiß auch der Welt einen kleinen Nutzen. Und ich laß mir's zu meiner Beruhigung und Aufmunterung nicht ausreden, daß auch der Mensch noch im letzten Augenblick des Bewußtseyns, im Kampfe des Todes, der Welt nützen kann.

Ist

Ist gleich das Alter mit körperlichen Schwachheiten, mit schmerzhaften Empfindungen begleitet: so verdient es doch auch deswegen nicht so gar gefürchtet, und mit so gar heßlichen Farben geschildert zu werden. Es ist nun einmal das unveränderliche, und in gewissen Absichten weise und wohlthätige Gesetz der Natur, daß alles, was zur Körperwelt gehöret, wächst und wieder abnimmt. Selbst die riesenstarke Eiche, die viele Jahrhunderte durch den Stürmen getrotzt hat, fängt endlich an, morsch zu werden und zu sinken. Und was will der Mensch von der zarten und künstlichen Maschine seines Leibes anders erwarten? Wenn körperliche Stärke die größte Glückseeligkeit des Menschen ausmachte: dann wäre er freylich zu beklagen, wenn dieselbige zu verschwinden anfienge. Aber eben dieß ist es, o Mensch, das dich von dem Thier unterscheidet, das deine Glückseeligkeit so weit über die Glückseeligkeit des Rosses erhöhet. Beklagst oder verachtest du wohl deine Taschenuhr, wenn das Gehäuße derselbigen anfängt seine Farbe zu

verlieren, und hie und da Runzeln zu bekommen, wenn die innere Maschine noch gut geht und sie dir die Stunden eben so richtig anzeigt, als vorhero, da das Gehäuse noch glatt und neu war?

Und giebt es nicht Greiße mit Silberhaaren genug, welche von den beschwerlichen Schwachheiten des Alters verschont bleiben? Mancher schleicht mit gemächlichen Schritten und munterer Stirne biß an den Rand seines Grabs hin, und legt sich, nicht wie ein müder Wanderer, sondern sanft und ruhig hinein. Wem diese Glückseeligkeit zu Theil wird – und meistentheils ist sie die Belohnung einer ordentlichen Jugend – der empfindet sie doppelt süß, weil ihm in diesem ruhigen Theil seines Lebens die Stürme der jugendlichen Leidenschaften nicht beunruhigen. Der Genuß dieser Glückseeligkeit hängt gröstentheils von uns selbst ab. Wenn wir in der Jugend den Körper weder durch Ausschweifungen oder zaumlose Leidenschaften geschwächt haben: so können wir uns

sicher

sicher auf ein ruhiges und erträgliches Alter Hofnung machen. Ich hab mich als Jüngling nie besser zu einer ordentlichen Lebensart und Herrschaft über meine Begierden ermuntern können, als wenn ich einen Greis betrachtete, der mit der Heiterkeit eines Jünglinges seinem Grabe zuwanderte.

Wenn auch gleich das Alter vielen Krankheiten und unangenehmen Zufällen ausgesetzt ist: so ist dieses ein allgemeines Schicksal der Menschheit. Ist denn die blühende Jugend den Krankheiten und Schmerzen weniger ausgesetzt? Sehen wir nicht täglich, daß Jünglinge und Männer, von denen wir dem Anschein nach glauben, daß das gesundeste Blut in ihren Adern rolle, von den heftigsten Krankheiten angegriffen, und von unerträglichen Schmerzen gefoltert werden? Wenn kein rosenwangigtes Gesicht, keine strotzende Adern, keine gespannten Nerven vor den Schmerzen der Krankheiten schützen: warum will man sich denn beklagen, wenn im Alter eine solche Krankheit über uns herschleicht,

und mit unsern abgelebten Körper übel umgeht? Sind die Schmerzen, welche uns eine solche Krankheit im Alter verursacht, groß und unerträglich: so kann sich der Greis damit trösten, daß sie nicht lange währen, sondern daß bald einschlummern werde, um zu einem jugendlichen Leben zu erwachen, welchem der Schmerz unbekannt ist. Selbst die Nerven sind im Alter schon stumpfer und unempfindlicher worden, und dieses schwächt die Gewalt der Schmerzen schon weit mehr, als wenn sie einem gesunden und starken Körper anfallen.

Ein anderer Vorwurf, den man dem Alter zu machen pflegt, ist dieser, daß man in demselbigen die grösten Annehmlichkeiten und Vergnügungen des Lebens entbehren müsse. Wenn uns das Alter nicht mehr erlaubet, uns in den sinnlichen Vergnügungen und Wollüsten herum zu wälzen: so ist dieses vielmehr ein Glück als ein Uebel des Alters zu nennen. Von ausschweifenden Lüsten und Begierden, durch welche die

Jugend zur Beleidigung der natürlichen und menschlichen Gesetze so oft verführet wird, nicht mehr hingerissen zu werden, ist ein Glück, das sich so selten durch alle Vorschriften der Weisheit erkämpfen läßt. Es ist dieses, sagt Cicero, kein Vorwurf, sondern das größte Lob des Alters, daß es keine ausschweifenden Begierden noch Wollust fühlt. Es weiß dasselbige nichts von Gastereyen, und von schwer besetzten Tafeln, und oftgelerrten Bechern; und also weiß es auch nichts von Trunkenheit, und von Unverdaulichkeit und schlaflosen Nächten.

Ganz leer von Vergnügen ist der Alte gewiß nicht. Wenn derselbige gleich des Genußes der rauschenden Weltfreuden unfähig ist, so bleiben demselbigen doch Freuden genug übrig – Freuden der besten Art – deren Erndte dem Alter nicht versagt ist. Wenn die Erinnerung guter Thaten ein Vergnügen ist – wenn es eine göttliche Freude ist, manchen ausgesäeten Samen des Guten hundertfältige Frucht tragen zu sehen: so ist das

Alter gewiß nicht freudenleer. Es sind seine Freuden die Freuden des Landmanns, der vor seinem mit gebeugten reifen Aehren bedeckten Acker dasteht, und gewiß kein geringeres Vergnügen fühlt, als da er die Saat, vom Hauche des Frühlings belebt, aus der Erde hervorgrünen sah. Glaubt mir's, ihr jungen Brausköpfe und ihr lustigen Männer, ich möchte euren ganzen Schwarm der Freuden (ihr nennt sie nur so; denn sie sind oft etwas ganz anders) nicht um die einzige stille Freude vertauschen, die wie ein Engel um mich herschwebt, wenn ich so denke, daß ich gelebt habe, und durch die Hülfe Gottes, kein Schurke gewesen bin; wenn ich meine lieben Kinder ansehe, und mir die Hofuung sagt, sie werden brave Leute werden – wenn ich auf einige kleine Begebenheiten meinen Blick zurückwerfe, die zwar nicht glänzen, wie die Thaten des Eroberers, aber für meine Augen ein wohlthätiges rosenfarbnes Licht haben. – Ist es für den Jüngling ein Vergnügen, Plane zu machen und Entwürfe zu träumen, deren Ausführung

un-

ungewiß und oft mit so unüberſteiglichen Hin-
derniſſen verbunden iſt: ſo muß es für den Al-
ten mehr als Vergnügen ſeyn, dieſe Plane rea-
liſirt und dieſe Entwürfe ausgeführt zu ſehen.

Das Alter macht auch ſelbſt nicht allezeit gegen alle ſinnliche Vergnügungen ſtumpf und unempfindlich. Freut ſich der Greis nicht der Frühlingsſonne, wenn ſie ihn, wie die Erde, zu einem neuen Leben erwärmet? Empfindet er bey dem reichen Seegen des Sommers nicht eben die dankbare und tröſtende Freude, als der Jüngling, der oft aus Leichtſinn dieſes Gefühl nicht in ſeiner ganzen Stärke empfindet? Ich wüßte mich würklich nicht zu erinnern, daß mein Gefühl in den Jahren der Jugend lebhafter und angenehmer geweſen wäre, wenn ich bey einer mondhellen Sommernacht durch die Fluren wandelte, als jetzt, wenn ich ans Fenſter hinſchleiche, und meinen düftenden und mondbeſchatteten Garten überſehe. Ich hab mir auf dieſe Art ſchon viele ſchlafloſe Nächte reichlich vergütet.

Die Fortſetzung folgt.

Gespräch.

Amint.

Komme mit ins Blumenthal!

Lalage.

Was ist da zu machen?
Freund! die Blumen sind ja kahl,
Keine Blumen lachen. –

Amint.

Komm nur mit ins Blumenthal,
Freundinn! Blumen öd und kahl
Können weise machen.

An Seliden,

zur Antwort des Gedichtes, das Seite 655. steht.

Wann vom lichten Aether nieder reiner
Schimmer wallt,
Und der Seelgen Freude fern herüber hallt,
Und in der erweckten Seele
Frohe Ahndung sich ergießt,
Und ein Quell des grossen Stromes
In die dürstenden Gefühle fließt:

O dann dämmert, wie in Nebel rings um
eingehüllt,
Dieser Erde Freuden blasses, blasses Bild!
Und kein Reitz ist, der der Seele
Sehnsucht mehr zurücke zieht,
Da ihr Wunsch, sich ganz zu tränken
Aus dem grossen Strom der Wonne, glüht.

Deine Liebe, die der Seele Wünsche alle
füllt,
Wie ein reiner Strahl vom lichten Aether
quillt,

O Selide, deine Liebe
Gleicht schon hier der Seelgen Glück!
Deine Liebe hält der Seele
Sehnsucht nach Elysium zurück!

Sieh, o sieh! der Erdefreuden dämmernd, blasses Bild
Strahlet farbig, wird vom Nebel ganz enthüllt!
Von den Fluren hallen Freuden
Wie der Seelgen Freuden mir!
O Selide, deine Liebe
Schaft um mich Elysium schon hier.

Num. 49.

Fortsetzung des vorigen.

So bald man alt ist, hat man nicht mehr weit ans Grab. – Dieses scheinet den meisten Menschen die fürchterlichste Seite des Alters zu seyn, und ich glaube, daß sie die tröstlichste Seite desselbigen ist. Ich will nichs davon sagen, daß der munterste Jüngling und der stärkste Mann niemals mit Gewißheit sagen kann: morgen leb' ich! Wenn gleich der zerbrechliche Kahn unsers Lebens noch so ferne von dem falben Ufer des Todes zu schwimmen scheinet: so giebt es mitten im Ocean Klippen und Sandbänke genug, auf welchen er scheitern kann, ehe er noch in der Ferne jenes Ufer erblickt. Wer sich vor dem Tod fürchten kann, der muß sich alle Augenblicke vor ihm fürchten, weil keine Minute für denselbigen Bürge ist.

Aber der Tod bleibt eben immer mit seinen klapperenden Knochen, hohlen Augen

und drohender Hippe eine fürchterliche Gestalt. Es kann seyn, daß er im Grunde das nicht ist, für was man ihn hält – wie's öfter in der Welt geht, daß man dieser oder jener Sache ein Kleid anlegt, das sich nicht für sie schickt. Allein wir kennen ihn einmal in dieser traurigen Gestalt, und wenn wir ihn auch mit den Alten, wie einen schlafenden Genius, phantasiren wollten: so können wir doch all' das traurige Zeug nicht von ihm wegabstrahiren, das Erziehung und Furcht uns einmal in das Hirn hineingepfropft hat. –

Es wird nur darauf ankommen, wie wir uns die Sache vorstellen wollen, oder wie unser Herz beschaffen seyn wird. Folgende Erzählung wird meine Gedanken größtentheils erklären.

„Der weise Zoroaster, der die himmlische Magie vom Gott Oromazes gelernt hatte, ward einst von einem jungen Prinzen besucht, den der Ruf des großen Mannes von

von den Ufern des Ganges herbey zog. Ein kühner Vorwitz hing dem Jüngling an; er wollte den Vorhang durchschaun, womit die Gottheit das Heiligthum der Natur verdeckt hat. An der Hand des Persischen Philosophen durchwanderte er die geheiligten Zonen des Geisterreichs, und endlich bat er seinen Führer in einem Augenblicke von Heldenlaune, er möchte ihm das Bild des Todes zeigen. Zoroaster schlug mit seinem elfenbeinernen Stabe die Erde. Ein Abgrund öfnete sich und aus seinem schwarzen Rachen fuhr der König des Schreckens sichtbar empor. Was sehe ich! rief der lebende Jüngling. Ein blasses Gespenst, das seinen blutigen Dolch nach mir zückt! Laß es verschwinden, Zoroaster! laß mich fliehen! Die ganze Hölle funkelt in seinem Augen! Mein Sohn! erwiederte der Weise mit freundlicher Stimme: Ich sehe das Phantom nicht, das du siehest. Mir zeigt sich ein holder Genius, in die Farbe des Mondes gekleidet, der den goldenen Schlüßel des Empiräums (Himmels) in seiner Hand hält. – Der Tod

 ist

ist ein Chamäleon, das immer die Gestalt der Seele annimmt, der es sich nähert."

Für einen Menschen, der außer den irdischen Gütern, die hier im Staube blühen und welken, sonst keine Glückseeligkeit kennet und hoffet, kann freilich die Annäherung des Todes keine erfreuliche Sache seyn. Der gänzliche Verlust alles desjenigen, woran sein Herz hieng, worauf seine ganze Thätigkeit beruhte, muß ihm eben so empfindlich fallen, als dem Kinde, welchem auf einmal sein ganzer Puppenkram genommen wird. Denn er denkt so wenig, als das Kind, daß seine Güter Tand und seine Freuden Puppen sind. Da mag sich nun freilich der arme Mensch hinter den Ohren krazen und die Haare raufen, wenn ihm Freund Hain von ferne zuwinkt, und entweder nach den vollen Geldsäcken, oder nach der hellen Schelle des Standes und der Titeln, die er so schön wie der Maulesel in der Fabel, an seinem Halse herumzuwerfen wußte, mit seinen Knochenhänden greift, und all den Plunder wie ein

dür-

dürrer Erdscholle unter seinen Händen zerstiebt. Hätt' er gelernt, Freuden zu geniessen, und zu entbehren (denn so enkratitisch denk' ich nicht, daß ich das tausendfache Gute, und den erlaubten Genuß desselben auf dieser Erdenwelt verkennen sollte) so würde er nicht so grämlich von dem Tode wegsehen.

Und wenn man noch oben drein mit dem Bewußtseyn eines eingekerkerten Missethäters den Tod, wie den fürchterlichen Kerkermeister herbeyklappern hört, der zwar die Thüren des Gefängnisses öfnet, aber auch zugleich vor's Gericht führt, wo der Stab wird gebrochen werden: so mag freilich das Herz pochen und das Gebein beben. Wenn's auch möglich wäre, daß sich einer so abhärtete, daß ihm der Gedanke der Unsterblichkeit, so wenig, als ein Morgentraum, rührte; so würde ihm doch der Blick, auf die schwarzen Scenen des Lebens zurück geworfen, wonicht mit Schrecken, doch mit schaudernder Reue erfüllen. Die Gründe, die ihm zu mancher Tücke und Bosheit verleiten, sind

jezt weggefallen, die Lage, in welcher er sie mit betäubten Gewissen ausüben konnte, ist verrückt – alles um ihn her hat eine andere Farbe. Schon dieses, auch ohne den Gedanken der Unsterblichkeit und des Gerichtes der Wiedervergeltung, ist im Stande, Schauder und Schrecken über das Herz desjenigen zu verbreiten, der, mit einer Menge Schandthaten belastet, dem Grabe zuwandert.

Mir schaudert's nie ärger, als wenn ich mir einen so alten Sünder vorstelle, der schon den Baum gefällt sieht, aus dem man ihm seinen Sarg zimmern wird. Wenn er, bloß um eine elende Begierde zu befriedigen, viele Tausende abgeschlachtet, den Armen seine sichere Hütte zerstöret, den Freyen mit eisernen Füssen auf den Nacken getretten, mit einem Worte, alles gethan hat, was um Rache gen Himmel schreyt – und er sieht jezt die lezte blutrothe Dämmerung seines Lebens hereinbrechen – und es erwacht in ihm der lang eingeschläferte Gedanke an Unsterb-

sterblichkeit und Vergeltung: so muß freilich die Angst seines bösen Herzens Verzweiflung und sein Schauder Beben des Gebeins werden.

Aber für alles dieses kann das Alter und sein Nachbar der Tod nichts. Wer hat's euch geheissen, ihr alten Sklaven der Leidenschaften, Schurken zu seyn? Schimpft also auf die grauen Haare und zittrende Knie, als die lauten Propheten des Todes, ja nicht. Habt ihr noch keinen Sokrates gesehen, der mit heitern Augen und ruhigem Herzen alt war, und wohl seinen Giftbecher mit eben der Gelassenheit ausschlürfte, mit der ihr bey euren Gastmälern und Gelagen eure Weinbecher leert? „Ey wie schwer, sagt dieser weise Athenienser *), werde ich andere Menschen bereden können, daß ich meine Umstände für so mißlich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glauben könnet, und besorget, ich möchte jezt unmuthiger und verdrüß-

*) Mendelsohns Phädon, im zweiten Gespräch. S. 123.

licher seyn, als ich vormals gewesen bin. Man sagt von den Schwänen, daß sie, nahe an ihrem Ende lieblicher singen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn diese Vögel, wie es heißt, dem Apoll geheiligt sind, so würde ich sagen, daß ihr Gott sie in der Todesstunde einen Vorschmack von der Seeligkeit dieses Lebens empfinden läßt, und daß sie sich an diesem Gefühl ergötzen und singen. Mit mir verhält es sich eben so. Ich bin ein Priester dieses Gottes: und in Wahrheit! er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seeligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich nahe an meinem Tode, weit heiterer seyn läßt, als in meinem ganzen Leben."

Ich will nicht den unverzeihlichen Stolz begehen, und mich mit dem von allen Zeitaltern und Nationen geprüften und bewährt gefundenen Sokrates vergleichen: aber soviel kann ich aus dem Grunde meines Herzens versichern, daß ich mein Alter und meine Schwachheit gar nicht deswegen hasse,

weil

weil es mich dem Grabe so nahe bringt. Mir ist es aus eben dieser Ursache willkommner. – Gott laß es ferne von mir seyn, ungerechte Klagen über die Wege zu führen, die ich nach seinem Rath habe wandern müssen. – Sie waren mir lieb; ich bin gern auf ihnen fortgekrochen oder fortgehüpft, wie es sich eben thun ließe. Ich hab's nun einmal gewußt, daß man auf dieser Welt da nicht immer gerade zu auf ebener Strasse zwischen Blumen und Alleen, wie in einem Lustgarten, hinschlendern kann – und wollt' also, wenns Gottes Wille wäre, von Herzen gern die Reise zum zweitenmal machen. Auf diejenigen Leute halt ich gar nicht viel, die ihrem Tod so sehnsuchtsvoll entgegenwinseln, (es ist selten ihr rechter Ernst) und sagen: daß sie nur deßwegen sich gern in die Grube wollen hineinscharren lassen, weil's dann ein Ende mit ihren Trübsaalen hätte. Es mag freilich dem müden Lastträger eine herrliche Wohlthat seyn, wenn er Abends in die Herberge kommt, und den Plunder von seinem Rücken herunter-

werfen kann; aber die winslende Lastträger, die so jämmerlich nach dem Tod seufzen, sind entweder unzufriedne Seelen, oder solche, die sich die Last aus eignem Belieben selbst aufgepackt haben. Der liebe Gott legt gewiß nicht so schwer auf.

Mir ist also der liebe Freund Hein nicht etwann nur deswegen willkommen, weil er mir mein Bißchen Kreuz von dem Rücken abnimmt, sondern weil ich Unsterblichkeit glaube. Ich mag hin und her denken, wie ich immer will, so muß es mir nach meinem Tode allezeit besser werden. Die groben Sinnen meines Körpers (vor welchen ich aber übrigens allen gehörigen Respekt habe) waren immer daran Schuld, daß es meiner Seele und meinem Herzen nicht immer so wohl war, als es ihnen an und für sich hätte seyn können. Bald wär' ich besser gewesen, bald wär mir eine Sache begreiflicher worden, bald wär ich hier nicht in Disteln, und dort nicht in Brennesseln gefallen, wenn ich den unruhigen und schwerfälligen Körper nicht mit mir hät-

te herumschleppen müssen. Den leg ich nun, wenn ich sterbe, hin, wie ich oft meinen Ueberrock hinter den Ofen gehängt habe, wenn er Regen eingeschluckt hat.

Wenn mein Geist nun so frey und entlastet an den glücklichen Ort seiner Bestimmung hinüber kommen wird, was wird ihm das für eine Empfindung der Wonne seyn, aus der Gemeinschaft mit dem Nebengeschöpfe in eine Gemeinschaft mit dem Schöpfer zu tretten, das Verhältniß zu erkennen, in welchem er, das ganze menschliche Geschlecht, alles Lebendige und alles Leblose, mit diesem Urheber und Erhalter des Ganzen stehen; wenn sich die Wolken zertheilen, aus dem ihm das, was er bißher auf Erden genossen, zugeworfen worden, und er den freundlichen Geber sieht, der ihm alle diese Wohlthaten hat zufließen lassen. Verborgene Wahrheiten, deren vergebliche Untersuchung ihm so manchen Kampf und Mühe gekostet, ganz aufgedeckt vor ihm da liegen zu sehen; Wahrheiten, deren Erkenntniß ihm

der

der Geist der Verfolgung zu einem schwarzen Verbrechen machte, jezt im Glanz der Herrlichkeit öffentlich triumphiren zu sehen – dieß muß ihm Wonne und Freude machen.

Und das Wiedersehn – da mögt' ich allezeit für Freuden, wie ein Kind, weinen, wenn ich mir vorstelle, wie's mir seyn wird, wenn ich alle meine Busensfreunde nach einer so langen Abwesenheit wieder sehen, wieder umarmen kann. Da möcht' ich mich heute noch hinlegen und einschlafen, um beym Erwachen die Meinen um mich zu haben, und alsdann nicht mehr von ihrer Seite zu kommen.

An Seliden.

Wie lachen dich, willkommene Selide,
Die Auen deiner Hirten an?
Dein Auge, nie des schönen Anblicks müde,
Schaut jezt aufs Feld, jezt auf den Mann,
Der, alles um ihn her, sey noch so schön,
Nichts siehet, wenn er dich kann sehn.

Dich

Dich grüßt der Bach mit rieselnd sanften Rauschen,
Dich grüßt der Vögel süsser Fleiß,
Du hörst den Zephyr im Gebüsche lauschen,
Dein Mund, voll deines Selids Preis,
Ist lächlend zu dem werthesten gekehret,
Er höret nichts, wenn er dich höret.

Die Rose grüßet dich mit Balsamdüften,
Drängt sich, an deiner Brust zu stehn,
Der West spielt um dein Haar mit süssen Lüften,
Und will, um dich zu streicheln, wehn.
Selid, sanft drückend, ziehet dich an sich,
Entzückt fühlt er dann nichts, als dich.

Der Kirschbaum reichet dir sein erst Gerichte,
Des Waldes Erdbeer beut sich an,
Das Mitteljahr färbt die schmackvolle Früchte,
Herbeygeführt von St. Johann.
Selid ist nur gleichgültig im Genuß,
Ihm schmeckt allein dein süsser Kuß.

Ich

Ich sitze traurig in einsamer Hütte
Kein wechselnd Glück reizt mein Gesicht.
Pomonen, die mich zu ergötzen stritte,
Seh', höre, fühl und schmeck' ich nicht.
Mir tönt mein Spiel allein ein zärtlich Lied
Von dir Selide, dir Selid.

Pedrille.

Hört an, ihr Mütter, alt und jung!
Euch will ich hier zur Besserung
Pedrillens Zucht beschreiben.
Bleibt mein Gesang nicht ohne Kraft,
So wird von der Pedrillenschaft
Nicht eine übrig bleiben.

Pedrille, sprach ich, lehre fein,
Soll deine Tochter glücklich seyn,
Sie zeitig Wirthschaft treiben. –
„Sie lernt es, ohne dein Geheiß;
„Und wenn sie gleich nicht alles weiß,
„Sie wird nicht übrig bleiben. –

Pedrille folge meinem Rath,
Und laß nicht allzugrossen Staat
Das junge Mädchen treiben. –
„Gevatter, was geht dich dieß an?
„Wenn ich es nur bezahlen kann,
„Sie wird nicht übrig bleiben.

Ich seh sie stets am Fenster stehn,
Und nach den jungen Herren sehn,
Die täglich sich beweiben.
„Hum! wenn sie sonst nichts böses thut:
„Viel Sitzen macht nur böses Blut.
„Sie wird nicht übrig bleiben.

Die Zeit, die sie vergucken kann,
Die wende sie zu Büchern an,
Die kluge Leute schreiben. –
„Das Lesen schwächt die Augen sehr;
„Und wenn sie ließt, was hat sie mehr?
„Sie wird nicht übrig bleiben.

Nichts weiß sie, und spricht stets allein,
Will durch ihr Spotten, Lachen, Schreyn,

Die

Die Klügern übertäuben.
„Ach eben dieß erfreuet mich:
„Ihr Spott, ihr Lachen trift nur dich.
„Sie wird nicht übrig bleiben.

Bey Spielen, Bällen, Mummereyn
Pflegt oft dein liebes Töchterlein
Biß in die Nacht zu bleiben.
„Nun gut! du siehst mein Kind gefällt,
„Und schickt sich für die grosse Welt,
„Sie wird nicht übrig bleiben.

Und so verflossen funfzehn Jahr,
Seit ihre Tochter mannbar war,
Bey leeren Zeitvertreiben.
Da sprach Pedrille voll Verdruß:
„Mich kränkt es, daß ichs sagen muß —
„Sie wird wohl übrig bleiben.

Num. 50.

Mein Herr!

Ich bin ein Mann, dem die Zeit oft sehr lange wird, und der dabey weiter kein Liebhaber von grossen Gesellschaften ist. Ich bin doch von Adel, und dieß hat meinem seel. Papa sein theures Geld gekostet; aber die Leute scheinen mich deswegen nicht respektiren zu wollen. Da ich nun nichts dafür kann, daß sich mein seel. Papa hat adeln lassen, so thut es mir weh, wenn mich die Leute deswegen überzwerg anblicken, oder, wenn sie mich nennen oder meine Gesundheit trinken, just so aussehen, als wenn es nicht ihr rechter Ernst wäre. Da ich also meistens zu Hause bin (denn mein Schimmel ist an den Vorderfüßen steif worden) so weiß ich oft nicht, was ich mit der langen Zeit anfangen soll. – Es hat mir wohl mein seel. Papa allerhand Bücher hinterlassen, und sind manche gar lustige und lehrreiche darunter; aber der Herr Kandidat, der mein

Kind informirt, hat gesagt, es wären alte Philister, die ich dem Käskrämer geben sollte. Ich versteh' nun weiter das Ding nicht, und mag also auch nicht mehr in den Büchern lesen, weil sie sogar aus der Mode seyn sollen. – Seyn sie also so gut, und sagen mir, wo ich bessere Bücher lesen kann. Geld mag ich eben nicht dafür ausgeben; denn es soll kein unwertheres Gut in der Welt seyn, als Bücher, und ich muß auch, im Vertrauen gesagt, meine Oekonomie sehr in die Enge ziehen, weil die guten bürgerlichen Einnahmen, seit wir nobilitirt sind, aufgehört haben. – Mit keinen hochgelehrten Büchern wär' mir freylich nichts gedient; denn ich hab' zwar studirt, aber nur eben so, wie wir Cavaliers zu studiren pflegen. Wenn ich so zuweilen etwas lustiges und wunderbares bekommen könnte: so wär es mir doppelt lieb. Von Robinsonen und Hexereyen bin ich allzeit ein grosser Liebhaber gewesen. Nun weiß ich aber wohl, daß diese heut zu Tag nicht mehr Mode sind; allein, ich denke, man wird doch so etwas ähnliches auch

unter

unter den neuen Schriften haben. Die neuen Moden haben immer etwas altes unter ihrer Larve und im Grunde sind es die alten. – Ich denke, Sie wissen, was ich haben will; deutlicher kann ich mich nicht ausdrücken. Seyn Sie so gütig und geben Sie mir eine Antwort; denn die Winterabende sind lang und verdrüßlich. Leben Sie wohl. Ich verbleibe

Ihr

ergebenster

Udalrikus von Proll.

Zur Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Ueber das Lesen ließe sich wohl ein ganzes Büchlein schreiben, und wär' dieß eine reichhaltigere Materie als hundert andere, worüber Maz und Brand wassersüchtige Folianten geschrieben haben. Es wäre dabey so viel nützliches zu sagen, daß, wenn ich philosophischer denken, oder witziger schreiben könnte, ich meine Gedanken in einem besondern Traktätlein darüber aufzusetzen Lust hätte. Ich beantworte also nur folgende Fragen; denn, was die übrigen Anliegen des Herrn von Proll anbetrifft, kann ich meine bürgerlichen Gedanken darüber nicht eröfnen.

Erstlich: wo bekommt ein Mann, der von der Litteratur nichts weis und keine Bibliothek sammeln kann und mag, Bücher zu einer unterhaltende Lekture her? – Einem gutem Genius seys gedankt, daß wir auch hier Lesebibliotheken haben. Es ist jezt

fast

fast keine Stadt in Deutschland, wenn nicht anders der gute Geschmack ganz aus ihren Mauern verbannt, in welcher nicht ein oder mehr solche gute Instituts in Flor wären. Man glaubt kaum, was eine solche, entweder sehr zahlreiche, oder mit Geschmack angeordnete Lesebibliothek für einen grossen Einfluß auf den Geschmack und durch denselben auf den allgemeinen Charakter der Einwohner haben kann. Mancher, der sonst etwann kein Buch, als eine Postille, oder Gespräche im Reich der Todten u. d. g. zu entlehnen wußte, bekommt jezt Bücher in die Hände, die er in seinem Leben nicht gesehen hätte. Er ließt, und wenn er auch seinen Geschmack nicht dadurch bilden lernt: so wird er sich doch allerhand Wahrheiten, die er im bürgerlichen Leben sehr wohl brauchen kann, daraus sammeln, und wenigstens schon dadurch einen grossen Nutzen erhalten, daß er sich die Zeit auf eine unschädliche Weise zu vertreiben lernt. Dieser letzte Nutzen, den gute Lesebibliotheken stiften können, hat einen sehr grossen, und nützlichen Einfluß auf die bürgerliche Gesell-

 schaft.

schaft. Mancher Müßiggänger, der von der schweren langen Last der lieben Zeit gedruckt, viele Stunden mit Ausschweifungen, oder in der Gesellschaft der Thoren und Verführer zubrachte, wird nach und nach von diesen Ausschweifungen und Gesellschaften entwöhnt, und lernt sich in der Stille mit Büchern zu unterhalten. Wenn's auch nur ein Robinson oder eine Banise wäre, die sich eine solche Person zur Lektüre machte, so thut er doch immer besser, wenn er mit Krusoe Ziegen fängt oder mit Chaumigrem Blitz, Donner und Hagel droht, als wenn er eine Gesellschaft besuchte, in dem sein Herz und sein Beutel Schiffbruch litte. Die Lesebibliothek, die ich in unserer Stadt kenne, hat besonders auch dadurch einen rühmlichen Vorzug, daß sie so zahlreich ist, als vielleicht irgend eine in einer andern Stadt. Wenn es auch gleich nicht lauter klassische Werke enthält (denn wo kann eine Nation achtzehnhundert klassische Werke aufweisen?) so fehlen doch die besten Schriftsteller gewiß nicht, und es ist gut, wenn auch rohe Mägen in einer Küche

Spei-

Speise finden können. Wenn auch würklich Personen waren, die sich mit einem solchen Eifer auf die Lektüre legten, daß sie in einem oder zwey Jahren etliche hundert Bände durchlesen hätten: so wollte ich ihnen wohl empfehlen, die besten Werke mehr als einmahl zu lesen; denn, es giebt Bücher die ich wohl zehnmahl gelesen, und sie allezeit neu, und schöner gefunden habe.

Was soll ich lesen? Diese Frage ist schwerer zu beantworten. Wenn ich auch sagen wollte: Suchen sie sich allerseits, meine Herren und Damen, etwas nach ihrem Geschmack aus! Es kommt darauf an, ob sie gute Mägen, scharfe Zähne haben, ob sie lieber eine von den Händen der Natur selbst schmackhaft zubereitete Speise, oder würzhafte Leckerbissen, oder süsstes Zuckerbrod essen, oder ob sie vielleicht gar an Erdäpfel und Hottentottenkost gewohnt sind — wenn ich dieß alles sagen wollte, und es auch in gewisser Absicht das beste wäre, was ich sagen könnte: so muß ich doch Gewissenshal-

der einen andern Rath geben. – Unter die erste Klasse derjenigen Bücher, die ich verbiete: gehören alle diejenigen Produkte, die dem guten Herzen, den guten Sitten, und dem alten deutschen Biedersinn gefährlich werden können. Sie alle zu nennen – wär' aus allerhand Ursachen nicht rathsam; denn man versteht mich schon! – Weichlichkeit und wollüstige Malereyen – aber alles mit einer süssen und heuchlenden Zuckerrinde überzogen – sind das Brandmal, das sie an ihrer Stirne tragen. Da es den meisten unkenntlich ist, und viele es für ein Schönpflästerchen oder sonst für einen Zierrath halten, so wollte ich wohl wünschen, daß die Gelehrten Republik sie mit kenntlicheren Zeichen stempeln ließe. – Was mich am meisten wundert, ist dieses, daß dergleichen Schriften so ungeahndet ihren Weg hinschleichen, oft gehen ihnen die Recensenten gar liebreich aus dem Wege, oder haben sonst ihr Spiel mit ihnen; da oft über andere Bücher, die nichts als gut und brav sind, ein jämmerliches Zetergeschrey erhoben wird. Diese

Bü-

Bücher also soll ein deutscher Biedermann nicht lesen, oder wenn er sie lesen darf, sie mit Verachtung und Unwillen lesen. – Von Büchern, welche der Religion gefährlich sind, brauche ich hier nicht zu reden, da man sie gar nicht, oder gar selten in den Lesebibliotheken antrifft.

In die andere Klasse der verbottenen Schriften sind diejenigen zu rechnen, welche der Ausbreitung der Wahrheit im Weege stehen, läppische Grillen und Vorurtheile ausbreiten, den Kopf mit Lügen und Possen anfüllen, und oft stolz und aufgedunsen machen. Romane können auch unter diese Klasse gerechnet werden, wenn man aus ihnen eine beständige Lektüre macht, sich nach und nach selbst romanisirt, und darüber den ordentlichen Lauf der Welt so vergißt, das man alles nur in Beziehung auf diesen oder jenen Helden eines Romans denkt und beurtheilt. Fern sey es aber von mir, daß ich die guten Romane an und für sich in diese Klasse setze; bloß, wenn sie gemißbraucht werden, gehören

sie hieher. Und nun den übrigen Schwall von tragischen und lustigen elenden Romanen, wunderbaren Robinsonaden, schaalen Gedichten, Helden, und Liebes-Geschichten nach menantischen Zuschnitt, langweiligen moralische Lyrum larum u. d. g. kann ich zwar eigentlich nicht unter Kontrebande rechnen; aber doch zeigt es einen Hottentotten-Geschmack an, wenn man sich mit ihrer Lekture abgiebt, und sich wohl gar darob ergötzet.

Wer lesen will, dem fehlt es gewiß nicht an Schriften, die ihm sowohl Vergnügen, als Unterricht gewähren können. Es müssen eben nicht lauter witzige Schriften, Musenkalender, Schauspiele, Epopeen und Romane seyn. Wer seinen Verstand bilden, wer guten Geschmack haben will, der muß auch an solchen Schriften Geschmack finden, die in die Geschichte, sowohl des Menschen überhaupts als der bürgerlichen Gesellschaften, in die Physik, Naturgeschichte u. s. w. einschlagen. Die Leser beobachten nicht allezeit diese Vorschrift. Wenn ich schon manch-

mahl

mahl die Lesebibliothek durchmustert habe, so fand ich fast alle Romane und dramatische Werke nicht zu Hause, oder so zerlesen und abgeschleift, daß man beynahe glauben sollte, dieses wären die einzigen Werke, an welchen unser Publikum einen Geschmack finden könnte. Die besten historischen Schriften, z. E. Robertsons Geschichte von Schottland, und andere stunden ruhig und ungestört in ihren Fächern da, und waren kaum noch aufgeschnitten. Doch hab' ich gefunden, daß unser Publikum einen grossen Geschmack an Reisebeschreibungen hat. Ich tadle es nicht; vielmehr halte ich es für rühmlich, wenn es diese Schriften, die jezt so reichhaltig zu werden anfangen, mit demjenigen Geiste ließt, mit dem man sie lesen soll. Was für eine Menge guter, brauchbarer und neuer Materien kann daraus geschöpfet werden, wenn man sie nicht bloß der Avantüren halber, sondern um Beobachtungen für die Sitten, Religion und Natur daraus herzunehmen, in die Hände nimmt.

Uebrigens lese man entweder bloß zum Zeitvertreib, oder zur Befriedigung der Neubegierde, oder zum Unterricht, oder aus Geschmack: so wird man allezeit besser dabey fahren, als wenn man nicht ließt, und seine Zeit mit nichtswürdigen oder schädlichen Beschäftigungen tödet.

Ich hab vor einigen Wochen oder Monaten noch einen Brief bekommen, in dem man über das bekannte Buch: die Leiden Werthers, eine Anfrage thut. Da ich mir vorgenommen habe, kein Wort, weder zum Frommen noch zum Schaden dieses Büchleins zu sagen – denn man ist immer in Gefahr unrecht verstanden zu werden: so entlehn ich die Gedanken eines gewissen guten Freundes und bewährten Biedermanns. Die können auf den Brief zur Antwort dienen.

„Man weiß nicht, ob's eine Geschichte oder ein Gedicht ist; aber ganz natürlich

gehts her, und weiß einem die Thränen recht aus dem Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' ist ein eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit dem Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther. Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Pecking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg vom Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange dran herum, biß er caput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bey so viel Geschick und Gaben so schwach seyn kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinen Grabhügel eine Graßbank machen, daß man sich darauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine – Aber, wenn du ausgeweint hast, sanfter guter Jüngling! wenn du ausgeweint hast; so hebe den Kopf frölich auf, und stemme die Hand in die Seite! denn es giebt Tugend, die, wie die Liebe,

auch

auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. So soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt seyn; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bey Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn der Tod mit der Hippe kommt."

Erinnnerung an das Vergangene.

Töne, sanfte Leyer, meine stillen Klagen,
Töne traurig sie mein Saitenspiel,
Klag' mein Glücke, das mit jenen flücht'gen Tagen
Mir auf langen Zwischenraum entfiel.
Ja, ihr seyd entflohen, goldne Stunden,
Ach! ich seegn' euch, und mit euch mein Glück.
Ach ihr war't für mich – und seyd verschwunden,
Kommt vielleicht nicht mehr für mich zurück.

Dich

Doch euch suchet meine Seele noch im Stillen,
Oft mit neuem Reize, gerne auf;
Wenn sie bange kummervolle Sehnsucht füllen,
O! dann seufzet sie zu euch hinauf –
Denket euch voll Wonne, träumet euch zurücke,
Sucht die Beste, die durch euch sie fand,
Sieht auf die Minute mit bethräntem Blicke,
Die zubald Elisen ihr entwand.
Lang hielt sie ein niedres Dach zurücke,
(War es eines solchen Engels werth?)
Nach und doch getrennt ließ mich mein Miß-
geschicke
Von ihr, die mein Kummer längst begehrt.
Hätt' ihr Schutzgeist ihrem Auge mich ge-
zeiget,
Ach! dann hätt' sie nicht so lang verweilt,
Hätt' mit heitern Blicken meinen Gram ver-
scheuchet,
Wär zu ihren Freuden hingeeilt.
Ach ich fühle kaum die Freude meines Lebens,
Drückte ihre Hand kaum, küßte sie,
Und schon schlug die bange Stunde, o ver-
gebens
Schlang mein Arm sich fest und bang um sie.

Ein

Ein Moment noch – dann mußt ich sie wieder missen,
Sie die stets mein Herz mit Wonne nennt,
Traurig sie zum letztenmale küssen,
Dann entfloh sie – und von Ihr getrennt,
Sitz ich jezo wieder traurig hier und sehne
Mich nach ihr, beseufz' was ich verlor,
Dann entfällt dem Auge eine sanfte Thräne,
Und ihr Bildniß schwebt im Traum mir vor.
Ach! wie viele Stunden sollen noch vergehen,
Wie viel Seufzer sich von ihr mir nahn,
Biß mein zärtlich Auge sie einst wieder sehen,
Und ihr meine Sehnsucht klagen kann?!
Doch, o Vorsicht, nein! ich will nicht geizig klagen,
Murren nicht trennst du gleich lange mich,
O bald kommt sie wieder, dann – o darf ichs sagen?
Dann Elise, kommst du auch für mich!

R.

Num. 51.

Etwas aus der Geschichte unsers Jahrhundertes.

Ich glaube der Wahrheit keinen geringen Dienst zu leisten, wenn ich den Lesern Nachricht von einem Betrüger gebe, der in Obersachen eben so viel Aufsehen gemacht hat, als bey uns im Reiche der jezt durch Josephs Weisheit entkräftete Pater Gaßner. Es kann diese Nachricht für einen grossen Theil unsers Publikums sehr lehrreich werden, da seit einiger Zeit, ich möchte beynahe sagen, zur Schande des deutschen Verstandes – mehrere dergleichen Betrüger die Leichtgläubigkeit und Einfalt des Volkes gemißbrauchet haben.

Schröpfer, ein Kaffeeschenke in Leipzig, war ein Windbeutel, der allerhand Rollen in der Welt gespielt hatte, und der Mittel ohne Unterschied brauchte, um seine zu spielende Rollen zu unterstüzen. Nachdem er

schon durch ein unordentliches Leben in Schulden gerathen war, mißbrauchte er den Freymäurerorden, dessen sehr unwürdiges Mitglied er war, theils vielleicht, um etwas zu erhaschen, theils wenigstens, um sich ein Ansehen zu geben, um sich einen Anhang zu machen, und sich dadurch noch eine Weile empor zu halten. Er gab vor, der Freymäuerorden sey der ungezweifelte Weg, die menschliche Natur vollkommener zu machen, aber um dahin zu gelangen, müsse man fasten, beten, seine Sünden bereuen und Busse thun. Er gab schon damals zu verstehen, daß eine genauere Gemeinschaft mit den geistigen Wesen, durch Abziehen der Seele von der Sinnlichkeit, durch Busse und Bereuung der Sünden zu erlangen wäre, wozu er den Leuten, die sich an ihn wendeten, Wege an die Hand geben zu können, vorgab. Unter dem Vorwande, sie zu präpariren, bethörte er ihren Verstand und entflammte ihre Einbildungskraft. Man weiß, was für Sprünge die Einbildungskraft thut, wenn sie einmahl anfängt mit dem Verstande davon zu

laufen, man hat dieses leider! an viel bessern Leuten gesehen, als Schröpfer, und seine damaligen Jünger waren. Kein Wunder, daß allerhand seltsame Dinge erfolgten. Einige von Schröpfers Jüngern wurden über ihre Busübungen tiefsinnig, andere glaubten von ihm ganz ausnehmende Geheimniße zu vernehmen, und dünkten sich etwas erhalten zu haben, da sie nichts hatten. Schröpfern wuchs unterdessen der Muth. Er wollte sich hier und da nothwendig machen. Er fieng an, in der Leipziger Loge Unruhen zu verursachen. Er machte auf den Vorsteher derselben ein Pasquill, welches ihm eine Injurienklage zuzog, er begieng noch andere Unbesonnenheiten, welche ihm eine öffentliche Prostitution zuzogen. Er mußte sich nach derselben um so vielmehr von Leipzig wegbegeben, da seine Vermögensumstände concursmässig worden waren.

Er gieng weg, wohin, ist einerley, aber so viel ist gewiß, er fieng nunmehr an, eine ganz ernsthafte Rolle zu spielen, und wußte,

wie man zu sagen pflegt, aus allem Holze Pfeifen zu schneiden. Bey frommen Leuten verstand er die Kunst, eine große Gottseeligkeit zu affektiren. Bey Leuten, die Geheimnisse suchten, verstand er die Kunst, was er wußte, und was er nicht wußte, was er errieth, und was er erlog, so gut als geltend zu machen, daß er manchen, der ihm auf den Zahn fühlten wollte, Erstaunen erweckte, und vielleicht mehr herauslockte, indem er nur mit einer geheimnißreichen Mine die Antwort vermied, als er selbst hätte erwarten können. Bey Leuten, die das Wunderbare liebten, verstand er die Kunst, seine Kenntniß der geheimen Kräfte der Natur, seine Bekanntschaft mit den geistigen Wesen, so meisterhaft geltend zu machen, er wußte ihnen ein so blendendes Gauckelspiel vorzuspiegeln, daß man die Köpfe zusammensteckte, und anfieng, ihn für einen außerordentlichen Menschen zu halten. Er verstand endlich die Kunst, eine Neigung, die sich bey Leuten, welche Gottseeligkeit, Geheimnisse und Wunderbares lieben, auch sehr

wohl

wohl nebenher finden kann, die Neigung Reichthümer zu besitzen, sehr schlau zu seinem Zwecke zu gebrauchen; indem er sich hin und wieder merken ließ, daß die geheime Bekanntschaft mit den Geistern, auch zu den geheimen in der Erde verborgenen Schätzen führe, und in dieser Absicht that er, wo er glaubte es thun zu können, ungeheure aber unbestimmte Versprechungen.

Er gieng nach Sachsen zurück, und das Gerücht, daß er ein ganz außerordentlicher Mensch sey, gieng vor ihm her. Schröpfer nutzte es, dieses Gerücht, und gab nun ganz laut vor, daß er ganz außerordentliche Wissenschaften besitze, besonders Geister zu beschwören, und Todte heraufsteigen zu lassen. Er machte zu verschiedenen mahlen den Neugierigen zwar sehr grobe aber doch scheinbare Blendwerke vor, indem er bald diese, bald jene Gestalt erscheinen, und bald diesen, bald jenen Ton oder Spruch hören ließ. Er erhitzte, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Einbildungskraft seiner Zuschauer durch alle

nur mögliche Mittel, durch Freymäurergebräuche, durch Religionsgebräuche, Lesen der Messe, Gebrauch des h. Abendmahls, durch stundenlanges Beten, auf dem Erdboden liegend. Dabey ließ er einige drey Tage lang fasten, und gab andern, ehe die Loge geöfnet wurde, starken von ihm selbst gemachten Punsch zu trinken. Man kann leicht denken, daß durch dergleichen vorhergegangene Vorbereitungen die Gemüther der Zuschauer schaudervoller Eindrücke empfänglicher waren, als wenn sie ganz ruhig und kalt zu diesen Geheimnissen wären gelassen worden. Gleichwol war Schröpfer dabey sehr vorsichtig. Er ließ nicht nur bloß die Personen zu, deren Gesinnungen er vorher erforscht hatte, und recusirte alle andere, sondern bediente sich auch des Verbots, kein Metall an sich zu haben, meisterlich, damit nicht jemand bewafnet seyn und ihn etwann unversehens überfallen möchte. Zum Ueberfluß drängte er noch seine Zuschauer in einen beschränkten Winkel zusammen, und drohte das gröste Unglück, wenn sie diesen

Schran-

Schranken überschreiten würden. Aus diesem Winkel sahen sie denn voller Schauder, was Schröpfer wollte, daß sie sehen sollten, die Geister, die durch die geöfnete Thür hineinhüpften, heulten, vor dem Crucifixe niederfielen, u. s. w. Der Enthusiasmus pflanzte sich fort, viele Leute hielten Schröpfern für einen Wunderthäter. Er trieb indessen die ärgerlichste und plumpste Charlatanerie, gab sich nicht allein für einen geheimen theurgischen Philosophen, sondern auch für einen natürlichen Sohn eines französischen Prinzen, und für einen französischen Obersten aus, setzte einige Leute in Contribution von ganz ansehnlichen Summen, indem er andern ganz unermeßliche Einkünfte versprach, verwickelte sich endlich selbst in seine eigne Entwürfe so sehr, daß er, da er wohl merkte, daß er sich mit Sachen eingelassen hatte, aus denen er sich nicht ungestraft herauswickeln könnte, den 8ten October 1775. vor Aufgang der Sonne mit vier Begleitern ins Rosenthal bey Leipzig gieng, und nach dem er von ihnen abseits gegangen war, sich mit einer Sackpistole erschoß. Wer

Wer sich wundern sollte, daß sich würklich so viele angesehene, verständige und rechtschaffene Leute von einem so groben Betrüger haben hintergehen lassen, müste wirklich von der wahren Geschichte so vieler Gauner, Ebentheurer und Glücksritter, die in allen großen Städten Europens mit der schamlosesten Dreistigkeit, unter gar sehr verschiedenem Vorwande, eine Zeitlang eine wichtige Figur machen, gar nichts wissen. Es würde in der That unbegreiflich seyn, daß solche Buben von ihrem Spiele, nach der Plumpheit, mit der sie es treiben, nur den geringsten Erfolg zu sehen hoffen könnten, wenn nicht die angespannte Einbildungskraft sehr schnell auf Abwege zu bringen wäre, wenn nicht Aberglauben und Vorurtheile noch sehr allgemein regierten, und wenn nicht oft die rechtschaffensten Leute deshalb am ersten hintergangen würden, weil sie von andern auf sich schließen und sich nicht vorstellen können, daß irgend jemand List und Verstellung bis auf einen gewißen Grad treiben könnte. Auch werden zuweilen verständige Leute durch Umstände veranlaßt, gewis-

se obgleich unwahrscheinliche Projekte nicht gleich geradezu zu verwerfen, weil sie einigermassen den Erfolg abwarten, und sich, wenn er der Erwartung nicht entspricht, zurückziehen wollen, ob sie denn freilich gleich zuweilen weiter geführt werden, als sie anfänglich dachten. Dieß war gewiß bey manchem verständigen Manne, der den Schröpferschen Entwürfen nachgieng, der Fall, und da Schröpfer für alle seine herrlichen Versprechungen nichts als leere Worte und Blendwerke zeigen konnte, so würde, wenn er den Knoten nicht gerade durchgehauen hätte, der Betrug bald an den Tag gekommen, und der Betrüger bestraft worden seyn.

Indessen war zu der Zeit, da er sich erschoß, der Glaube an ihn, besonders in Sachsen, aufs höchste gestiegen. Die Art seines Todes selbst verursachte allerhand grillenhafte Bedenklichkeiten. Die Schwärmer glaubten, sie sey eine Folge seiner magischen Arbeiten, und gewisse Leute, die sehr geneigt sind zu glauben, ein Selbstmörder, beson-

ders wenn er sich bey kaltem Blute erschießt, müsse eine besondere Stärke der Seele besitzen, vermeinten immer noch bey seiner Todesart etwas heiliges und hehres, verendum quid, zu finden. Dazu kam, daß Schröpfer, der sein Gauspiel bis aufs Ende spielen wollte, Billete hinterlassen hatte, worinnen er drohete, „daß die, „die er riefe, ihm würden folgen „müssen,“ und versprach: daß um „Weihnachten eine unbekannte Per„son alle seine Schulden bezahlen „würde, u. d. g. Man nehme hiezu, daß Schröpfer durch List von allerley Art sich Anhänger zu machen gesucht hatte, die sich nicht auf einmahl wollten beschämt sehen, und daß gewöhnlicher Weise Leute, die das Wunderbare lieben, es durchaus nicht natürlich erklärt wissen wollen, und man wird sich nicht wundern, daß Schröpfers Anhänger auch nach seinem Tode erwarteten, daß wichtige und außerordentliche Begebenheiten vorgehen würden, und mit geheimnißvoller Mine und abgebrochenen Wor-

ten

ten zu verstehen gaben, man werde schon sehen, was noch erfolgen würde.

An Herrn L**.

O Damon, wann ich dachte, daß es Lieder
Germaniens für Enkel giebt,
Wie hab ich da der Musen süße Töne
Und ihrer Sänger Spiel geliebt!

Doch stieg ich nie zu des Olympus Höhen
Mit Adlermuth nach hohem Ruhm,
Ein stilles Thal, das Glück getreuer Liebe
War mir ein größres Heiligthum.

Doch welche Macht hat dein geliebter Name
O Damon, Damon, theurer Greiß!
So fühlt ich nie die ganze Seele glühen,
Nie Wunsch, gehört zu seyn, so heiß.

O du verlaßner Theurer, der du keinen
Geliebten deines Herzens mehr
Auf Erden hast, wie sehr sind dir jezt alle
Getrübten Tage Freudenleer!

So einsam wie der Mond durch stille Nächte
Am trüben Himmel wandelt, führt
Dein Gang dich durch das Thal, wo Philomele
Das Herz zu süsser Schwermuth rührt.

Du wankst und horchst voll Ahndung jedem Lispeln
Entgegen, wo ein Zephyr irrt,
Der deiner sehnsuchtsvollen Seele
Zu leißer Engelsstimme wird.

Ach! und vielleicht noch wenig, wenig Tage
So lächelst du der sanften Ruh,
Und deiner Seele stillen Frieden,
In ungestörtem Schlummer zu.

Wenn wenige nur dann Dein Grab be-
kränzten –
Mit Rosen die der Thau gefrischt,
Daß nicht dein Staub mit unbekanntem
Staube
Sich unter nakten Hügel mischt!

Das duld ich nicht – die Gluth entschloß-
ner Seelen,
Verzehre mich, wenn nicht mein Lied
Sich durch den Namen Deines Barden
O Braga! noch geehret sieht.

Der

Der Recensent zu = = =

Hoch auf dem Thurm steht er, ein guter Wetterhahn.
Von jedem Lüftchen bewegt, zeigt er uns richtig an.
Den Rücken stets am Wind, den Schnabel wohin er weht,
Und ists Windstille, so steht
Er steif da, wie ihn das letzte Lüftchen gedreht.

Der Autor, die Recensenten, und der Direktor des Journals.

Ein armer Mann band seine einge
Ziege
Bey stillen heitern Morgenwetter
An Flügel einer Windmühl an,
Und setzte sich daneben ins Gras,
Und hatte nichts Arges daraus.
Die Ziege leckte schmeichelnd
Den friedlichen Flügel. –
Der Morgen brandte feuerroth am Himmel.
Schnell stürzt der brausende Sturm;
Der Flügel trieb gewaltsam
Und schleuderte die Ziege
Hoch in die Luft; der Strick
Schnürt erst dem armen Thier
Die Kehle zu, riß dann entzwey.
Die Ziege fällt; – todt liegt sie auf den Bo-
den.

Die

Wie jammert, jammert der arme Mann
Um seine einige Ziege!
„Ach! sprach er, hätt ich gewußt,
„Daß du vom Winde giengest,
„Ich hätte mein armes Thier
„Wol nie an dich gebunden.

Num. 52.

Das letzte Stück. Ein Leichenbegängnis.

Weils in der Welt einmal so Mode ist, daß alles, es sey groß oder klein, schlecht oder gut, gepfiffen oder gesungen, sein Ende nimmt: so – nun ja, man versteht mich schon – dergleichen applicative Nachsätze fließen so leicht und natürlich aus dem Vordersatz heraus, daß ich mir weiter nicht die Mühe geben darf, ihn kunstförmig hintanzukleben.

„Also ist der Kranke gestorben?

Nichts weniger, als dieses. Der Himmel mache ihm seine grauen Haare noch ferner leicht und erträglich. Sie stehen ihm gar zu gut, und seine hohe furchenlose Stirne, unter welcher ein paar muntere Biedermanns-Geist verrathende Augen hervorblicken, – ich stell mir allezeit dabey den Sokrateskopf in sei-

ſ einem Siegelring vor – prophezeyen ihm noch die belebende Feyer mancher Frühlinge; und ich kann versichern, daß er jezt neben mir da sizt und mit dem Nachbar Andreas Schach spielt. Mit ihm iſts alſo nicht aus: aber mit den Blättern da, von denen ich eben das lezte zuſammenſchreiben ſoll.

Ich hätte freilich weiter nichts zu ſagen, als daß es mit dem Geſchreibe ein Ende hat; weil aber der Buchdrucker meint, es wäre nicht ſchicklich, ſo viel weiß Papier zu laſſen: ſo muß ich, um dieſer Unſchicklichkeit abzuhelfen, noch allerhand hinzuſetzen.

Was alſo erſtlich den Uebelſtand wegen des weiſen unbedruckten Papiers anbetrift: ſo kann ich wohl ſagen, daß ihn mit meinem unſtudirten, ungraduirten und unprivilegirten Kopfe, das in demſelben befindliche Gehirn mit eingeſchloſſen, nicht recht begreifen kann. Ich für meine Perſon ſeh' allzeit ein ſchönes weiſes Papier weit lieber als ein vollgeſchmecktes; denn dieß kann ich doch noch

zu

zu etwas brauchen, oder mir wenigstens dabey einbilden, es wäre was kluges darauf hingedruckt. Hingegen, die gewöhnliche Nutzanwendung der Makulatur abgerechnet, sehe ich nicht ein, was mir gedrucktes Papier für einen grossen Nutzen brächte. Man ließt es – um daraus klüger oder besser zu werden? – ja wenn man dieß immer daraus werden könnte – oder wollte. Da werden mich nun gleich wieder viele Leute für nasenweis oder für einen Sonderling halten; denn auch selbst der Kranke schüttelt den Kopf, da ichs ihm vorlese, weil doch sonst wohl die klugen und gelehrten Männer, nicht so viel gedrucktes Papier einkauften, und es um sich her in grosse Fächer stellten, gleichsam als wenn dieß Papier, wie warme Hennenfedern, ihnen den Verstand ausbrüttete. Kann wohl seyn, daß man viel draus lernen kann, Sachen, woran der gewöhnliche Menschenverstand, so wie ihn eben der liebe Gott giebt, nie gedacht haben würde, z. E. Linsen durch Nadelöhre zu werfen, richtig zu wissen, wie viel ein

wohlgestriegelter Eselsschwanz-Haare habe, gründlich zu beweisen, daß ein jedes Ding das sey, was es ist u. s. w. wer nun aber all' dieß Zeug nicht achtet, oder nicht zu schätzen weis, der kann auch ohne das ungedruckte Papier leben, worauf diese Weisheit geklebt ist. Wär' also mein Ansehen kräftig gewesen: so gäb's heute zum leztenmal, aus den ebenangeführten Gründen, einen schönen weißen Bogen Papier, den der Buchbinder – wenn anders die Liebhaber diese Blätter werden binden lassen, gar wohl zum Vorschlagen würde anzuwenden wissen.

Die Ursachen, welche diesen Blättern den Tod zugezogen haben, sind von so verschiedener, und manche darunter von so besonderer Art, daß es mir eine unmögliche Sache ist, sie alle vor Augen zu legen. Man bedenke nur, wie verschieden und unbemerkbar oft, ja meistentheils die Ursachen sind, die den menschlichen Körper den Tod zuziehen können – eine Spazierfahrt bey

zu heissen, oder zu kalten Wetter, eine zu dünne oder zu dicke Schlafmütze, ein hohler Zahn, das Aufziehen der Schlaguhr — alles dieß kann sich der Tod zur Sense machen, und damit das Lebensblümlein abhauen. Und so ist's beynahe auch unsern Blättern gegangen.

Dieß bleibt einmal eine ausgemachte Sache, daß alles, was in der Welt zu lange wird, und in einem Tone fortleyert, so wohl dem, der da leyert, als auch dem, der das Geleyer anhört, zuwider wird. Kurz und gut — ist ein herrliches Sprichwort, das von jedermann fleißiger verdiente beherziget zu werden. Mancher seyn wollende geistliche Redner würde mehr Zuhörer, mancher Advokat mehr Partheyen, und mancher Schriftsteller mehr Ruhm haben, wenn er dieses alte und wahre Sprichwort besser beherzigen wollte. Die Länge ist niemals eine Tugend, aber fast allezeit ein Fehler. Ich weis am besten, wie hart es auf die Letzte dem Kranken angekommen ist, so ein Blat auszuhecken.

Was im Anfang flugs und lustig sich hinschrieb, das schleppte in den letzten Zeiten so langsam und höckericht daher, als ein schwerbeladener Wagen auf einem schlimmen Wege. Er beseufzte wohl hundertmal, daß er den Vorsatz gefaßt hatte, ein Schriftsteller zu werden. Bald hab' ichs schreiben sollen; bald hat er es in eine anthologische Sammlung der besten schon gedruckten Stücke verwandeln wollen. Beydes gieng nicht von statten. Mir ist die Lust Noten zu machen, bald Anfangs vergangen; denn hätt' ich dieß oder jenes gesagt, so wars diesem oder jenem nicht recht, weil's vielleicht wahr gewesen. Andere Leute, die da glauben, die Weisheit wäre eine von den grauen Bärten unzertrennliche Sache, hätten sich vielleicht über mich aufgehalten, wenn ich als ein unstudierter junger Mensch meine Meinung vor der Welt heraussagen wollte. Und im Grunde hab' ich doch soviel Bescheidenheit, daß ich bey meiner wenigen und unbedeutenden Erfahrung, die ich auf dem kleinen Plätzgen der Welt, auf welchem ich mich herumzudre-

hen die Ehre habe, zu machen im Stande gewesen, mich zu keinem Verbesserer der Sitten und Meinungen aufwerfen möchte. Da mag wohl ein Solon und Sokrates kommen, und an allen Enden lehren und predigen: so wollt' ich doch zehn gegen eins wetten, daß sie mit dem Bessern schlecht fortkommen werden. Hie und da kann man schon einem manchmal ein gutes Fünklein ans Herz legen, auch wohl nach Beschaffenheit der Umstände anblasen, daß 's zur Flamme wird; aber so schlechthin besser und vernünftiger machen, allen den Köpfen, mit welchen man zu reden die Ehre hat, ihre Grillen und Vorurtheile aus dem Gehirne hinausblasen, geht nicht an.

So komm ich aber zu weit von dem weg, was ich sagen wollte, daß nemlich der Kranke schon seit vielen Wochen einen innerlichen Trieb in sich gefühlt hat, seiner Autorschaft ein Ende zu machen. Und auf diesen innerlichen Trieb, der mehr als eine Stimme der Natur ist, kommt es bey einem Schriftsteller

gar viel an. Wer den Wink desselbigen versteht, der wird selten in Gefahr kommen, sich oder andern verdrüßlich zu werden. Der Kranke glaubt ihn zu verstehen, und hält es auch für rathsam, ihm zu folgen, und wird hoffentlich daran nicht unrecht gethan haben. Ob er diese Zeit über seine Sache gut oder schlecht gemacht, das kann ich nicht entscheiden, und es schickt sich auch für mich nicht. So viel kann ich wohl glauben, denn wir haben oft selbst davon geredet, daß viel Leute damit nicht werden zufrieden gewesen seyn, daß der Titel sein Versprechen nicht ganz erfüllt hat. Meinungen genug, aber desto weniger Geschichte. Man nimmt sich freylich oft allerhand in der Welt vor, aber wer kann dafür? daß man sich auf dem Wege, den man geradezu gehen will, bald vergißt und in einen Nebenweg hineinschleicht, bald auf dem Wege allerhand Gegenstände antrift, die uns nicht gefallen, bald an dem Ufer eines Flußes steht, der einem in Ermangelung tauglicher Fahrzeuge, Stillstand oder Rückweg anräth. Ich kann also

in Absicht dieses Vorwurfs weiter keine bessere Entschuldigung anbringen, als die, daß es sich nicht thun ließe, mehr von der Geschichte unserer Familie zu erzählen. Wem diese Entschuldigung nicht hinlänglich zu seyn scheinet, der bedenke nur, wie oft auf dieser Erdenwelt sich etwas nicht thun läßt.

Und hiemit will ich mich empfehlen. Gehab dich wohl, Leser!

Auf ein welkendes Blumensträußchen an Chloen.

Weh' mir! – ihr Blümchen, ach! – ihr welket! – Meine Freude
Wie kurz war sie! – erst gestern gab
Euch meine Chloe mir; und ach! ihr neigt schon heute
Zur Erde euer Haupt hinab! –

Ach! – seyd ihr etwann mir ein Vorbild meiner Liebe?
Welkt sie vielleicht auch bald hinab
Zur Erd' wie euer Haupt? – Ach! sagt es mir; ich grübe
Mit tausend Freuden mir mein Grab! –

Vielleicht daß Chloe auch, so wie ich um euch weine
Einst meinem Tod ein Thränchen weiht,
Zu meinem Grabe geht, und meinem Leichensteine
Mit jungen Rosen überstreut! –

Innhalt.

Nro.

1. An den Leser.
2. Beschäftigungen und Zeitvertreibe der Familie des Kranken.
3. Gespräch über eine Katze. Amint und Chloe eine Idylle.
4. Etwas, das einem Kranken ähnlich sieht. Monologe.
5. Lorchens Vater erscheint und reißt ab. An Fanny. An eine Freundinn.
6. Ueber die Empfindlichkeit. An Charlotten.
7. Man lernt Lorchens Vater näher kennen. An Lorchen, zum neuen Jahr.
8. Fortsetzung von Num. 2. Epistel an einen Freund.
9. Matthäus beschreibt seine Geschichte. Gespräch. Arist und Damon. Die vernünftigen Tadler.

10. Feyer

Innhalt.

Num.

10. Feyer des Geburtstages. An Aedon.
11. Ueber die Vortheile der Krankheiten. Mein Dörfchen. Thrax. Der Advocat und sein Freund.
12. Hymnus an die Gutherzigkeit. Der Weg nach Unsterblichkeit. An das Veilchen.
13. Was sich die Leser schon lange werden eingebildet haben. An meine Freunde.
14. Noch etwas, das zum vorigen gehört. An S. Die Hofnung.
15. Vermächtnis von Lorchens Mutter. An Peter Meffert. An ein fünfjähriges Mädchen.
16. Fortsetzung von Matthäus Geschichte. Fragment eines Gesprächs. Trost. An Klarissen.
17. Fortsetzung von No. 17. Das Gewitter eine Kantate.
18. Frühlingsgedanken. Maylied. An meinen Genius.

19. Der

Num.

19. Der Kranke soll proklamirt werden. Die Tulpe und der Weinstock eine Fabel. Die Rose.
20. Familienauftritte. Eine Kantate nach dem Metastasio. Der Wurm eine Fabel.
21. Weis selbst nicht recht was? Gespräch über den Meßkatalogus. An Seliden.
22. Etwas Gelehrtes. Orpheus eine Romanze.
23. Eine Vorrede.
24. Ueber die Unzufriedenheit. Boreas und der Zephyr, eine Fabel. Pilatus nnd Pilatismus.
25. Ein bloßer Degen. An den Hesperus.
26. Noch nicht das letzte Stück. Der Adler und der Wurm, eine Fabel. Der Jüngling an die Schönheit.
27. Eine Wanderung. Gespräch.
28. Fortsetzung des Vorigen. Das

Num.

Mädchen von Frankfurt eine Romanze.
29. Etwas aus einer Unterredung. Klagen eines Stutzers.
30. Epistel an einen Freund.
31. Gespräch. Gedanken im Felde. Stax.
32. Der Wahrheitssager. Ein Gedicht ohne Titel.
33. Zwey Briefe. Fortsetzung des Warheitsagers. Leid und Freude. Trost.
34. Beynahe ein Traum. Die Zufriedenheit. Nachricht.
35. Ueber das Vergnügen.
36. O tempora! o mores!
37. Quid pro quo. Auf ein Bildchen.
38. Ueber die grosse Welt. An die Begeisterung.
39. Es geht alles ganz natürlich in der Welt zu. An Hrn. L. An Minna.

40. Fort-

Num.

40. Fortsetzung des Vorigen. Ueber einen Brief. An Elisen. An Minna.

41. Nachricht von den Molukkischen Inseln. An Theon. Die Sehnsucht nach Elysium.

42. Nichts weniger, als was man hofft. An Elisen. Der Hagestolz.

43. Aus dem Englischen übersetzt. Die Maulwürfe und ihr König, eine Fabel. Der Kranke.

44. Fortsetzung des Vorigen. Die Spanierinn. Die Journalisten. An Madam S.

45. Kurze Nachricht an die Leser. Menalk eine Idylle. Das verlehrne Schäfchen eine Idylle. Selide an Selid. An Philet. In Geßners Schriften geschrieben, die einem Frauenzimmer zum Geschenk bestimmt waren.

Innhalt.

Num.

46. Eine Geschichte. Trost im Leiden. Auf den Dorant.
47. Ueber den Trost. Vermischte Gedanken. Der Standhafte.
48. Schutzschrift für das Alter. Gespräch. An Seliden zur Antwort des Gedichtes, das Seite 655. steht.
49. Fortsetzung des vorigen. An Seliden. Pedrille.
50. Ein Brief. Antwort auf den vorhergehenden Brief. Erinnerung an das Vergangene.
51. Etwas aus der Geschichte unsers Jahrhundertes. An Herrn L.** Der Recensent zu = = = Der Autor, die Recensenten, und der Direktor des Journals.
52. Das letzte Stück. Eine Leichenbegängnis. Auf ein welkendes Blumensträußchen an Chloen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Kranke, oder die Geschichte einer guten Familie

Bd.: 4.

Nürnberg (1775)

P.o.germ. 770-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113098-0
VD18 80275109-001